Die gute, alte Zeit

Adolf Glaßbrenner

Bilder und Träume aus Wien

Rikola Verlag

p50!
L 15/1327
L 20/127
497865

Die gute, alte Zeit

herausgegeben von

Adam Müller-Guttenbrunn

Der Volksprater

Adolf Glaßbrenner

Bilder und Träume aus Wien

Mit 13 Bildtafeln

1922
Rikola Verlag
Wien Berlin Leipzig München

LIBRARY
DEC 14 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

1151160

DB
851
G53
1922

Druck von J. N. Bernay

Adolf Glaßbrenner

Ein kleines Bild seines Lebens

Vielleicht lebt irgendwo ein Mann, der, begabt mit mönchischem Fleiß, unangefochten von den Drangsalen des Tages sich um die Aufgabe müht, ein Verzeichnis aller Schriften über Wien zusammenzubringen. Es gibt Menschen, die sich harte Pflichten aufbürden, um dereinst anderen zu nützen, die dem Unbekannten nachspüren, um es bekannt zu machen. Unabsehbar ist die Zahl der Bücher über Wien und uralt ihre Ahnenreihe. Sie hebt in grauester Vorzeit an und setzt sich dann fort über Wolfgang Schmelzl, Aeneas Silvius Piccolomini und — nein, das weitere bleibt jenem überlassen, der sich eine vollständige Aufzählung dieser Bücher vorgenommen hat, und den es vielleicht geben mag oder auch nicht.

Eines aus der Menge der Werke über das alte Wien und sein Verfasser seien ein wenig näher betrachtet.

Adolf Glaßbrenner war ein Berliner, ein Urberliner sogar, und da wird der Wiener Leser meist schon stutzig und unruhig, denn er weiß, daß alte und neue Entdeckungsreisende von der Spree wenig Gutes an uns finden, den Wiener als einen im Dreivierteltakt durchs

Leben schwebenden Backhühnervertilger sehen, seine Sprache absichtlich nicht verstehen wollen, und nicht begreifen, daß die östlichste deutsche Großstadt eben so ist, wie sie werden mußte, weil sie ein paar Breitegrade südlicher liegt als Berlin, und weil in ihren Gemarkungen der Wein blüht und nicht das Heidekraut.

In Glaßbrenners „Bildern und Träumen aus Wien" ist derartiges nicht zu finden. Das anmutige, fröhliche, mitunter allerdings auch nachdenkliche Buch erschien zuerst bei Friedrich Volckmar in Leipzig im Jahre 1836 und wurde natürlich vom hohen deutschen Bundestage auf einen Wink aus Wien verboten. Wie empfindlich waren doch damals die Mächtigen und wie zahm die „Revoluzzer"! Die Freiheit, die sich damals noch gern mit y schrieb, hatte treuherzige blaue Augen, und in ihren blonden Zöpfen trug sie ein schwarz-rot-goldenes Bändchen.

Schien die Welt in den Dreißigerjahren auch zu schlafen, so waren ihre Regierer dennoch wach, und als Glaßbrenner im Jahre 1835 nach Wien kam, hatte er schon einige böse schwarze Punkte in seinem Vorleben, die hier gewiß bekannt waren.

Er war gerade 25 Jahre alt und hatte daheim ein unruhiges Wesen gezeigt. Seine Geburt war zwar untadelhaft, er war braver und leidlich wohlhabender Berliner Bürger und Gewerbsleute Sohn. Sein Vater betrieb in der Leipzigerstraße im Hause „zum fliegenden Roß" eine Schmuckfedernfabrik. Wenn aber ein Kind im Hause „zum fliegenden Roß" geboren wird, kann es leicht auf Abwege geraten, denn dieses Fabeltier heißt gemeiniglich

auch Pegasus, und so wurde denn der junge Adolf schließlich wirklich ein Dichter.

Schon am Friedrich Werderschen Gymnasium verbrach er Epigramme auf seine Lehrer, und mit 14 Jahren war es so weit, daß man ihn als Lehrling in die Gabin'sche Seidenhandlung in der Breitenstraße tat, damit er sich den Geschäften des bürgerlichen Lebens widme. Aber das „fliegende Roß" blieb sein Verhängnis.

Denn aus Glaßbrenners 17. Lebensjahre sind weitere Verse nachweisbar*), und mit 20 Jahren war aus dem Handlungsbeflissenen schon ein Journalist geworden, der an Saphirs „Courir" mitarbeitete und später selbständig den „Berliner Don Quixote" herausgab. Dieses Blatt wurde gerade ein Jahr alt und dann wegen verschiedener Sünden unterdrückt. Dem p. Glaßbrenner wurde zu wissen getan, daß er, wenigstens in den nächsten fünf Jahren, nicht auf die Erlaubnis rechnen dürfe, ein anderes Blatt herauszugeben. Vielleicht hatte er selbst seinem Don Quixote keine allzugroße Lebensdauer zugetraut, vielleicht aber hatte er gleichzeitig mit der Gründung des bescheidenen Blättchens die stärkste Seite seiner Begabung gefunden, die des Berliner Volksdichters. Das erste Heft seiner köstlichen Reihe: „Berlin wie es ist und — trinkt" war erschienen und hatte in einem Jahre vier Auflagen erlebt. Das Leben und die Schwächen der kleinen Leute fanden in Glaßbrenner ihren geradezu klassi-

*) Vergl. Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des jungen Deutschland und der Berliner Lokaldichtung von Doktor Robert Rodenhausen. Nikolassee 1912.

schen Schilderer, das waren Büchlein, die jeder las, weil jeder so sprach und dachte.

In diesen schmächtigen, meist mit Bildern des anmutigen Berliner Malers Hosemann geschmückten Heftchen lebt das ganze alte Berlin, sein scharfer Witz, seine Freuden, seine harte Arbeit und sein bescheidener Sonntag. Glaßbrenner hat das Berliner Volk für die Literatur entdeckt, und in den dreißig Heften von „Berlin wie es ist und — trinkt" findet sich mehr an sittengeschichtlicher Belehrung, als in ebenso vielen dicken, gelehrten Bänden. Glaßbrenner hatte natürlich nicht nur für Berlin und sich selbst den Berliner entdeckt, sondern auch für unzählige Nachahmer, denn plötzlich kam eine Unmenge von Leuten darauf, daß es nicht uninteressant sein könnte, zu erzählen, wie Wien und fast jede andere deutsche Stadt ist und — trinkt. Glaßbrenner war also, abgesehen von seiner politisch bemakelten Vergangenheit, auch ein Mann von Namen, als er nach Wien kam, um für Volckmar in Leipzig die Stadt zu betrachten. Er hat sich gut umgesehen bei uns, er hat sogar die Wiener Mundart richtig gehört und die Anmut dieser Stadt und ihrer Menschen so tief empfunden, wie kein Berliner vor und nach ihm.

Vom Burgtheater und der Oper, vom Prater und dem Brigittenauer Kirchtag, vom ewigen Blütensegen der Wiener Frauen, von Raimund, Lenau und Grün, von St. Stefan und dem Kahlenberg und natürlich auch von dem Wiener Kaffeehaus weiß er viel Gutes und Richtiges zu sagen; nur für Nestroy hat er kein Verständnis, und das ist verwunderlich, weil gerade seinem Wesen Nestroys

Schärfe doch verwandt sein mochte, aber Glaßbrenner war lyrisch, war weicher geartet als Nestroy.

Vor Raimund neigt er sich tief, und in einem Raimundschen Stück, dem „Verschwender", vollzog sich in Wien Glaßbrenners Schicksal. In einer roten Lichtwolke erblickte er Raimunds beste Cheristane, Adele Peroni, sie „zeigte ihm ihr Haupt, umkränzt von Zauberschein, und blickt' ihn an mit holden Demantaugen".

Wenn ein Dichter in einer fremden Stadt sein Herz verliert, ist es nicht verwunderlich, daß er so viel Gutes an ihr findet, wie Glaßbrenner. Nicht einmal die österreichische Geheimpolizei vermag ihm bange zu machen. Er hatte wohl noch den Berliner Polizeiton in den Ohren, und wenn er zwischen seine Bilder Träume einstreut, sind es keine blutigen Phantasien von Barrikaden und Königsmord. Nur ein wenig, ein ganz klein wenig Licht und Freiheit erbittet er von den deutschen Fürsten, denen er dafür die treue Liebe ihrer Völker verheißt. Man mag sich noch so sehr in den Geist der Mächtigen von einst versenken, die Ursachen des Verbotes von Glaßbrenners Wiener Buch sind nicht zu ergründen.

Als Raimund vom Leopoldstädter Theater schied verließ auch Adele Peroni diese Bühne, um am Königsstädter Theater in Berlin Salondamen und Heldinnen zu spielen. Ungefähr sechs Monate hatte Glaßbrenner in Wien zugebracht, dann hatte er sich in Berlin wieder der Tages-Schriftstellerei zugewendet. Die preußische Polizei gönnte ihm aber keine Ruhe. Um ihr und ihren Verfolgungen zu entgehen, übersiedelte er mit Adele, seiner jungen Frau, nach Neustrelitz, an dessen Hofbühne diese

ein lebenslängliches Engagement gefunden hatte. Dort konnte Glaßbrenner ruhig schreiben, und in der friedlichen Kleinstadt entstand eines seiner Werke, das einst großes Aufsehen erregte, heute aber recht verwelkt ist: „Der neue Reinecke Fuchs.“ Ein Tierepos voll wackerer, bester Gesinnung, aber doch nur eine Marseillaise, die ein Hirtenknabe auf der Schalmei bläst.

Eine sehr lustige Geschichte von Übertölpelung der Polizei knüpft sich an das Buch; sie kann in Glaßbrenners genannter verdienstlicher Lebensbeschreibung nachgelesen werden.

1848, das Aufstehen des Volkes und seine Niederwerfung, hat Glaßbrenner mit allen Hoffnungen und Enttäuschungen miterlebt; als die Reaktion die jungen Saaten zerstörte, war er wieder in Strelitz, und da das dortige Theater aufgelöst wurde, ging er mit seiner Frau nach Hamburg, der Republik, wo doch eine etwas freiere Luft wehte als in Berlin. Adele Glaßbrenner betrat die Bühne nicht mehr; sie wurde dramatische Lehrerin, und eine Fülle großer Frauen des deutschen Theaters, vor allen Zerline Würzburg-Gabillon, verdankt ihrer klugen Unterweisung ihren Ruhm. Noch als Greisin schrieb sie der geliebten Zerline reizende Briefe nach Wien.

Um die Mitte der Fünfzigerjahre kehrte das Ehepaar Glaßbrenner nach Berlin zurück, und nach verschiedenen, nicht glücklich verlaufenen Versuchen, sich als Zeitungsherausgeber zu betätigen, entstand unter Glaßbrenners Leitung die „Berliner Montagszeitung“, die er auf eine ansehnliche Höhe brachte und bis zu seinem Tode, im September 1876, führte.

Die ungeheure Entwicklung des Berliner Zeitungswesens ließ aber dem bescheidenen Blatte nach dem Tode seines Gründers wenig Raum, und ein paar Jahre nachher erwarb der Verlag Mosse die „Montagszeitung", die bald gänzlich verschwand.

Adele Glaßbrenner überlebte den Gatten fast um zwanzig Jahre. Sie starb als zweiundachtzigjährige Greisin im Jahre 1895.

Dies ist in knappen Strichen der Lebenslauf Glaßbrenners, den Treitschke als Liebling und Erzieher des zungenfertigen Berliner Kleinbürgertums rühmt. Eine Aufzählung der anderen Schriften Glaßbrenners ist überflüssig, die meisten sind längst vergessen. Sein kleines Werk über Wien sei aber dankbar hingenommen, weil kein Berliner, weder Willibald Alexis, noch Julius Rodenberg, — ja nicht einmal Paul Lindau, so warme Töne für unsere Stadt gefunden hat wie er. Allerdings ist aber auch nur ihm allein Cheristane, die holde Fee, Führerin durch Wien gewesen.

Victor Klarwill

Bilder und Träume aus Wien

Vorrede.

Ich habe Feder, Papier und Tinte, warum sollte ich kein Buch über Wien schreiben?

Zu meinen früheren Arbeiten nahm ich auch mein bißchen Geist zur Hand; diese unruhige Eigenschaft ist aber jetzt in Deutschland verpönt, und ein verständiger Autor muß ihn so viel wie möglich zu verstecken suchen, damit man ihn selber nicht versteckt. Die deutsche Zensur läßt die besten Gedanken zwischen den Zeilen liegen, und die edelsten Geister gehen unter, weil sie ihre glühende und zündende Wahrheit nicht mit schmutzigen, servilen Lumpen bedecken wollen; weil der Geist des Jahrhunderts ihre Feder leitet, und die Zensur die Werke jenes Geistes zerstückelt und vernichtet.

Auf diese Weise wird es immer schwerer, den guten vom schlechten Schriftsteller zu unterscheiden, und deshalb bin ich mit Liebe und Vertrauen an das vorliegende Werk gegangen, habe für die herrlichsten Gedanken Striche gemacht, dem Zensor Mühe zu sparen; habe in jeder Charakteristik und Darstellung Lücken gelassen und bin nun fest überzeugt, daß meine Leser dieses Buch unendlich geistreich finden werden, weil sie ihren eigenen Geist hineinlegen müssen. Wie es die Kunst der Konversation ist, weniger selbst zu sprechen, als andere sprechen

zu machen, ist es in Deutschland die Aufgabe des Autors, weniger selbst zu denken, als andere denken zu machen; man darf der Lesewelt nur Skizzen hinwerfen, und sie selbst muß tausend Bücher daraus schreiben.

Wer aber könnte über den Mittelpunkt des schönen, gesegneten Österreich schreiben, ohne die Interessen der Gegenwart zu berücksichtigen? Wer, dessen Herz für das Wohl seiner Mitmenschen schlägt und höher schlägt, betrachtet er das Emporblühen der geistigen Freiheit, wer könnte die Träne ungeschildert lassen, die ihm Österreich entlockte? Ein blühendes Land voll liebevoller, geistigkräftiger Menschen und eine Regierung, die sich mächtig dem Gottesgeiste entgegenstemmt, der über die Völker gekommen, und sich selbst durch die drohendsten Beispiele der Geschichte nicht bewegen läßt, einen Schritt vorwärts zu gehen!

Die schönen Tage, welche ich unter den Wienern verlebte, werden mir unvergeßlich bleiben und hatten mich bestimmt, meine Bilder nur mit lichten, lustigen Farben zu malen, das heißt schwarz und gelb daraus zu verbannen; als ich aber die Feder zur Hand nahm und die Zeichnung begann, sah ich ein, daß ohne jene Farben den Gemälden jede tiefere Auffassung und Wahrheit fehlen würde. Und so mußte ich oft härter sein, als mein Herz es wollte; ich mußte viele, die ich als Menschen liebe und achte, empfindlich berühren. Mögen sie bedenken, daß es die Tendenz unserer Zeit ist, alles Scheinwesen zu unterdrücken, und daß es eines redlichen Beurteilers und Darstellers würdiger ist, seine heiligsten Empfindungen dem weltgeschichtlichen Zwecke zu opfern, als zu schmeicheln und sich auf Kosten der Wahrheit beliebt zu machen!

Das Wasserglacis

Freilich bin ich nur ein unbedeutender Mitarbeiter an dem Riesenwerke der Gegenwart, allein das gewaltige Meer besteht aus Tropfen, und oft verstehen wir Kleinen es besser, die Herzen unserer Mitmenschen für alles wahrhaft Schöne und Heilige zu entzünden, als jene Großen, die, wie Schiller sagt, an der Börse ihre Millionen austauschen, während die Bettler unbeschenkt vorüberwandern müssen. Mit diesem Troste habe ich mein Werk vollendet und sende es in die Welt; viele meiner Leser, und namentlich die Kritiker, werden mir das „Tant de bruit pour une omelette!“ zurufen, allein sie mögen bedenken, daß man oft die unscheinbarste Hülle wählen muß, um den Gott zu verstecken; und wollen sie das nicht bedenken, so mögen sie es bleiben lassen! Ich bin schon ärgerlich über mich selbst, daß ich so viele Vorkehrungen treffe, gelobt zu werden.

Über Wien und Österreich sind bereits eine Menge Bücher geschrieben worden. Ein bescheidener Schriftsteller hätte wohl nichts Wichtigeres zu tun als demütigst um Entschuldigung zu bitten, daß er die Masse noch vermehrt und einen Gegenstand behandelt, den schon vor ihm weit größere und geistreichere Männer behandelt haben. Das ist ein Punkt, den ich durchaus berühren muß. Ich bin nicht bescheiden, noch weniger demütig. Glaubte ich nicht, in diesem Buche manches Neue mitzuteilen und vieles richtiger als andere dargestellt zu haben, so wäre es ja eine Narrheit, die Welt damit zu belästigen, namentlich unsere jetzige Welt, die so viel zu lesen hat, daß Not wäre, eine Dampflesemaschine zu erfinden. Die Wiener sind nicht zufrieden mit dem, was

bis heute über Wien in die Literatur gekommen, und haben auch Grund dazu. Die meisten Beschreiber sahen die Kaiserstadt nur von der Bastei aus und zogen dann mit Vorurteilen gegen ihr „deutsches China“ weiter; anderen fehlte es an lebendiger Auffassung, an Beobachtungsgeist; noch andere gingen schon mit der Absicht hin, auf die österreichische Regierung zu schimpfen oder sie zu verteidigen; die Wiener Literaten endlich dürfen nichts schreiben, was der Gegenwart angehört, und so ist denn erklärlich, daß man in Deutschland noch so viele falsche Ansichten über Wien und den österreichischen Staat hört. Und darum schien es mir nicht unnütz, daß ein unparteiischer Maler Bilder aus der Kaiserstadt brächte. Und hier hast du sie, mein liebes, hoffendes Deutschland!

Warum ich aber auch meine Träume mitteile, die mir während meines Aufenthaltes in Wien durch die Seele zitterten? Ich weiß es nicht, weiß auch nicht, ob sie irgend eine Bedeutung haben; ob sie nur *meine* Träume oder vielleicht die Träume eines ganzen Volkes sind; denn ich habe sie ohne meinen Willen geschrieben. Ein unsichtbares Wesen leitete mir die Hand und tauchte die Feder in Tränen; so sind sie entstanden und so müssen sie aufgenommen werden: ich habe keinen Teil an ihnen.

Meinen Namen habe ich verschwiegen, weil ich durchaus nicht berühmt werden will.

Reise nach Wien

Die warmen Lüfte hatten eben den Park vor meiner Vaterstadt grün gefärbt; die Zweige und Blüten guckten neugierig in die neue Welt hinein; die Vögel piepten und zwitscherten; der Himmel und die Erde hatten wieder Friede gemacht; es war Frühling. Und als die Hofräte sahen, daß alles gut war, gingen sie hinaus und amüsierten sich; ich aber wurde traurig, denn der Himmel lag schwer auf mir; ich fühlte wie Don Carlos, daß mich nur augenblickliche Veränderung heilen könne, und ich packte meine sieben Sachen zusammen.

Dahin flog ich über Leipzig und Dresden, durchträumte in Sachsen den schönen Traum von der Schweiz; schüttelte all mein Weh in den alten, ewig jungen Gebirgen ab; legte mein Herz an die heilige, dichtende Natur; grüßte die glühende Morgensonne, die glühende Abendsonne; fühlte die ewige Liebe und den ewigen Gott, und war glücklich, überglücklich! Ach, du hast recht, du göttlicher Sänger:

> Die Welt ist schön überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Und da kam schon ein Mensch mit seiner Qual: der Steuerbeamte in ***. „Haben S' Mautbares bei sich?“ fragte er, ließ seine Brille, die auf dem zahlenschweren Kopf lag, auf die große Nase herabfallen, und

trat meinem Wagen um einige Schritte näher. „Nein!“ antwortete ich, obgleich ich Tabak bei mir hatte, nach welchem bekanntlich die österreichischen Mautleute am meisten begierig sind. Es war freilich ein Verbrechen, was ich in diesem Augenblick beging, allein Gott ist äußerst gnädig, dachte ich; vielleicht tritt auch Österreich der mächtigen Zollverbindung bei, und es ist das Wahrzeichen eines großen Geistes, seiner Zeit vorauszueilen. „Da muß i nachschau'n!“ sprach der Großnasige weiter, machte aber keine Miene, seine Drohung zu realisieren, sondern sah mich mit einem Blick an, der unendlich viel Ähnlichkeit mit einer offenen Hand hatte. Ich verstand, griff in die Börse, holte einige landesübliche Münzen heraus und drückte ihm diese in die freundlich dargebotene Rechte. Er fühlte, und wahrscheinlich hatte ich ein schönes Gefühl in ihm erweckt, denn er verneigte sich ein wenig, gab dem Schwager einen Wink und mir einen Beweis, daß das Vertrauen auf die menschliche Rechtlichkeit noch nicht ganz gesunken ist. Kaum hatten aber die Pferde dreimal ihre Füße übereinandergesetzt, so trat ein zweiter Beamter heraus, der bis dahin am Fenster gelauert hatte, und ich sah deutlich, wie sie sich in meine Bitte, sich nicht zu inkommodieren, teilten. Ob in gleiche Teile, kann ich nicht sagen.

Ich zündete meine Pfeife an, machte große Züge und blies mit einer Art von Schadenfreude den Dampf der amerikanischen Blätter in die Luft hinein. Ja, ja, ich wußte es wohl, Österreich mag keine amerikanischen Blätter leiden, allein es schmuggelt sich dennoch nach und nach etwas von dem verderblichen Dampf hinein;

die Bürger und Bauern atmen das neue Aroma begierig auf, und zuletzt mag man weder „roten noch schwarzen König“. Sic transit gloria mundi!

Böhmen ist ein schönes, bergiges Land, aber die Böhmen haben mir gar nicht gefallen. Schon beim Durchreisen habe ich sie kennen gelernt, und ich dankte Gott, als mir der erste österreichische Wirt mit seinem frischen und freundlichen Gesicht entgegenkam, das Käppchen in der Hand behielt und auf sein „Was schaffen Euer Gnaden?“ kaum die Antwort erwarten konnte. Ein böhmischer Wirt dagegen raucht ruhig in seiner schmutzigen, stinkenden Stube fort, wenn man ermattet, hungrig und durstig hineintritt; was einem gereicht wird, ist schlecht, und man muß es für ein besonderes Glück halten, wenn man nachmittags Kaffee oder Tee in den Posthäusern bekommt. Diese Posthäuser sind an Schuhmacher, Schneider, Sudelwirte usw. verpachtet, daher ist an Ordnung und Bequemlichkeit nicht zu denken; die Postillone werden wenig reguliert und machen mit den Passagieren, was sie wollen; ihre Unverschämtheit mit dem Trinkgeldfordern grenzt an das Unglaubliche, und wenn man ihnen Vorwürfe macht, so schimpfen und grinsen sie einen auf böhmisch aus.

Die einzigen Ausnahmen sind Teplitz und das schöne, großartige, denkwürdige Prag. Am Tore dieses steinernen Geschichtsbuches bekam ich einen soliden Schreck, denn auch hier trat ein Mautiger an meinen Wagen und fragte, ob ich etwas beizusteuern hätte. Ich war namentlich in Besorgnis um das Wohl meiner geliebten Zigarren, denn hier konnten sie leicht in rohe

Hände fallen, allein das Schicksal begünstigte mich zum zweiten Male, und Fräulein Nemesis schien ihre ganze Rache bis zur ***-Linie vor Wien aufzusparen. Ich hatte noch keine Antwort gegeben, als ein Herr sich neben den Mautigen stellte und mir zurief: „Geben Sie ihm doch eine Kleinigkeit!“ Mein Gesicht wurde purpurrot, denn ich glaubte, es müsse jetzt ein amtliches Donnerwetter losbrechen, allein der gute Dienstmensch nahm mit zärtlichem Danke meine Belohnung für seine Treue und ließ mich weiterfahren. Man halte diese Erzählung für keine Fabel oder für eine licentia poetica, sie ist faktisch und leicht erklärlich, wenn man die Summe nennen hört, mit welcher diese Mautbeamten besoldet werden.

Mein Lohnbedienter vom „Schwarzen Roß“ war ein höchst interessanter Mensch. Er hatte sich in vieler Herren Ländern herumgetrieben, die merkwürdigsten Charaktere im Negligé kennen gelernt und es zur Verachtung alles Scheines gebracht; er war ein Philosoph, und zwar ein ausgezeichneter Philosoph, weil er nicht alle Weisheit hartnäckig in ein System hineindrängte. Ich bat ihn zuvörderst herzinnig, mir nicht alle Merkwürdigkeiten zu zeigen; ich sagte ihm, daß ich vor diesen einen ungeheuren Respekt habe, daß ich aus Büchern die meisten Denkmäler Prags kenne und überhaupt lieber Menschen als Gegenstände betrachte. Menschen, nur immer Menschen!

„Am wenigsten aber,“ fuhr ich zu meinem Lohnbedienten fort, „zeigen Sie mir religiöse Dinge; ich bin zwar ein sehr frommer Mensch und bete alle Tage auf

meine Weise, allein man muß ohnehin in Böhmen so viele Heiligenbilder sehen, wie in Preußen Warnungstafeln, und, unter uns gesagt, ich halte es mehr mit weltlichen als geistlichen Dingen." Er betrachtete mich zuerst mit bewundernden Augen, ließ dann ein wohlgefälliges Lächeln um seine Lippen spielen und sagte: „Euer Gnaden werden mit mir zufrieden sein."

Nachmittags um vier Uhr fuhren wir nach dem Hradschin in die Metropolitankirche zu St. Veit. Um diese Zeit pflegt Karl X.[1]) zu beten, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, einen vertriebenen König zu sehen, wie er die Hände faltet und Gott um Vergebung seiner Sünden bittet. Als wir in die Kirche traten, sagte mein Mentor: „Halten Euer Gnaden die Taschen zu, denn die Leute sind hier unendlich fromm." Der Erzbischof las eben für seinen verstorbenen Kammerdiener ein Totenamt; wahrscheinlich war der Selige ein treuer und verschwiegener Knecht gewesen, und es war eine gerechte Dankbarkeit seines heiligen Herrn, ihm einen guten Platz im Himmel zu besorgen. Die ganze Gemeinde schrie ihr „Bitt für uns!". An verschiedenen Altären standen die Priester und verrichteten ihre Geschäfte und knieten und küßten. Ich aber stand in heiliger Andacht vor dem silbernen Grabmale des heiligen Nepomuk, das sechsunddreißig Zentner wiegt und früher noch mehr gewogen hatte. Wenn du diese sechsunddreißig Zentner Silber hättest, dachte ich, und wischte mir eine große Träne aus den Augen, wie viele Unglückliche wolltest du glücklich machen, wie viele Trostlose trösten! Du würdest auf die Straße gehen, mit vollen Händen Geld unter

die Leute werfen und ausrufen: „Sehet, das hat der heilige Nepomuk für euch getan! Er ist heraufgestiegen aus seinem Grabe, hat mit Unwillen den nutzlosen Schmuck betrachtet und ihn mir gegeben mit den Worten: ‚Gehe hin und gib den Armen, auf daß sie ferner nicht mehr um Brot schreien. Sage ihnen, daß der echt fromme Mensch weder der Kirche, noch des Glanzes bedürfe, um sein Gemüt zu Gott zu richten; sage ihnen, daß die schöne Natur mit ihren Wunderschöpfungen ein unentweihter Tempel des Herrn, und daß Bewunderung und Genuß alles Schönen das heiligste Gebet sei!‘“

„Euer Gnaden, da ist er!“ flüsterte mir der Lohndiener ins Ohr.

„Wer?“

„Der verehrungswürdige Urheber der Juli-Revolution.“ Ich schaute hinauf nach der vergitterten Loge und ich sah ihn, den zärtlichen Grafen von Artois, den Monsieur! Den Geber der Ordonnanzen. Er warf seine lebhaften Augen links und rechts, beugte seinen Kopf, faltete die Hände, richtete sich nach einer kleinen Pause wieder empor, riß den Mund auf und — gähnte. Und ich gähnte mit ihm; ich fühlte die Notwendigkeit zu gähnen, denn ich dachte mich in ihn hinein. Ich stampfte mit dem Fuße auf die Erde, daß die Herzogin von Angouleme [2]) zusammenfuhr; ich verfluchte Polignac [3]) und rief: Gebt mir mein Frankreich wieder! Gebt mir mein Frankreich wieder, meine zweiunddreißig Millionen Sklaven, meine Zivilliste, meine Gewalt, mein Reich. Ein König ohne Reich ist ein Reich ohne König, ein

willenloses Wollen! Ich will die Nationalgarde und alle Konzessionen lassen; ich will alles versprechen, was meine Franzosen wollen! Gebt mir nur mein Frankreich wieder, sonst sterbe ich hier vor Ennui! Aaah! Ich muß schon wieder gähnen! — Und ich schrie in diesem Augenblick nicht: „Bitt' für uns!", sondern „Bitt' für mich! Herr Christus! Ich will dir für eine ganze Zivilliste Altäre bauen lassen, und für fünfundzwanzig Millionen bekommt man eine Masse Religion in Frankreich. Ich habe ja nie etwas anderes gewollt, als meine und deine Würde wieder herstellen, welche beide ihren Nimbus verloren hatten, und dein treuer Beamter Latil, der scharmante Erzbischof von Rheims, hat mir gesagt: Sire, Christus und die Tyrannei setzen in Sie ihre letzte Hoffnung; vollenden Sie nicht, woran wir schon lange gearbeitet, so sind ihr Glanz und ihre Macht auf ewig dahin! Also bitt' für mich, mein Herr Christus, und empfehle mich dem lieben Gott zur nächsten Vakanz des Thrones von Frankreich! Sonst langweile ich mich zu Tode! Und ich gähnte zum dritten Male.

Während wir den Lorenzberg hinauffuhren, um die Aussicht auf Prag zu genießen, erzählte mein stiefelputzender Philosoph, daß die Prager Karl X. nicht liebten, weil er zwar den König fortspiele und sein Volk, bestehend aus fünfzig oder sechzig Personen, mit all jener Weisheit regiere, die er schon in Frankreich an den Tag gelegt — aber so sparsam lebe, daß man schon auf die Vermutung gekommen ist, er lege so viel Geld zurück, um sich im Innern von Afrika ein Königreich zu kaufen und die wilden Nationen zu kultivieren.

Als ich oben auf dem Lorenzberg stand und hinabschaute auf die schöne, von der Abendsonne vergoldete Stadt, überfiel mich eine Schwermut. Ich lehnte mich an einen Baum, überhörte die Erklärungen meines Führers, starrte hinunter in das Schauspiel der Natur und in das Trauerspiel der Politik; tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf, von denen einer hinreichend gewesen, einen Polizeisergeanten zum Kommissarius zu erheben. Ich ballte die Hände, knirschte mit den Zähnen und mein Gesicht wurde so glühend rot wie die Abendsonne. Ach, ich liebe die Menschen, auch die Böhmen. Da stand ich mitten in dem schönen Lande, an dessen Grenzen die Flegel dreschen, und so dicht dreschen, daß ungeknickt kein Lichtstrahl durch kann; kräftige, schöne Menschen gehen innerhalb des hochgebildeten Deutschland umher und suchen nach den Brosamen, die von dem geistigen Tisch fallen; kein Dichter sitzt unter ihnen und fordert in lieblichen Weisen zum fröhlichen Genusse des Lebens auf, und wann ja einmal ein Begeisterter über die Berge zieht, wird ihm die Kehle zugeschnürt.

Mein Führer hatte mit seinen Erklärungen geendet und schien in meinen Augen lesen zu wollen, was in mir vorgehe. Er schrieb mit seinem Stock den Namen „Josef II.“ in den Sand, und ich klopfte ihm freundlich auf die Schulter, zum Zeichen, daß er mich verstanden. „Es ging einst eine Sonne hier auf,“ sagte ich, nahm seinen Arm und trat den Rückweg zum Wagen an. „Ja, lieber Herr!“ antwortete er, und der alte Mann konnte vor Rührung kaum sprechen, „eine schöne Sonne, aber sie kam zu früh, und die Nacht behauptete

ihr Recht.“ Und er breitete die Hände aus und rief wie ein Begeisterter: „Und doch haben die wenigen Strahlen alle Herzen erwärmt und Millionen Köpfe gelichtet, und es wird eine Zeit kommen, wo sie wieder alle zusammenbrennen werden zu einer großen, glühenden Sonne.“

Ich bestellte mir zum anderen Morgen Postpferde, nahm mir vor, auf der Rückreise Prags Leben und Treiben näher kennen zu lernen; küßte zum Abschied meinen neuen Freund, den Lohnbedienten vom „Schwarzen Roß“, und fuhr über Stock und Stein in gerader Linie nach Wien. Aber noch nicht in Wien hinein!

An der ***-Linie hieß es: Halt! und ein Mautiger trat wieder an meinen Wagen und fragte, ob ich Steuerbares bei mir habe. „Nichts, als etwas Tabak und einige Zigarren zu meinem Gebrauche,“ antwortete ich, holte ein paar Gulden aus der Tasche und drückte ihm diese in die suchende Hand.

„I muß doch a bissel nachschau'n. Haben S' d' Güt', lassen S' aufmachen!“

Während ich gehorsam war, meinen Mantelsack und alle Pakete öffnete, hatte sich ein zweiter Beamter herangeschlichen und lauschte mit dem einen Auge, während das andere gleichgültig in der Welt herumschweifte. Mein Untersuchender, der zuvor nur einen nachlässigen Blick über meine Effekten geworfen, mußte soeben das eine lauschende Auge seines Vorgesetzten bemerkt haben; er gab mir heimlich sein Geld zurück und ließ meine sämtlichen Sachen aus dem Wagen auf die nahestehende Bank schaffen. Hier wurde ich aufgefordert,

alles einzeln herausnehmen und besichtigen zu lassen; einer fühlte hier an, der andere dort; jeder Winkel wurde sorgfältig untersucht, meine feine Wäsche wie Unkraut durcheinandergeworfen. Zu solchen Zeiten bete ich immer, damit ich nicht wütend werde. Hier lag ein unschuldiges Beinkleid, das diese Störung gar nicht begreifen konnte; dort sah mich mein neuester Frack mit seinem blanken Knöpfen mitleidflehend an; hier zerknitterte man eine Chemisette, dort fielen ein paar schneeweiße Vatermörder auf die Erde; eines meiner Lustspiele fiel auch; — einige angefangene Novellen wurden in den Schlafrock gewickelt und mehrere lyrische Gedichte unter die alte Wäsche geworfen; jedes Stäubchen Tabak wurde konfisziert, und endlich faßte einer meine Briefe und begann die ungesiegelten zu lesen.

Jetzt wurde ich wild. Ich bin ein sehr guter Mensch, solange es dauert, aber wenn ich böse werde, „so bin i a Viech!“ wie die Wiener sagen. „Herr!“ rief ich, als er eben die Blätter entfaltete und sich's bequem zu der bevorstehenden Lektüre machte, „haben Sie auch Erlaubnis von Ihrer Regierung, die namentlich alle Fremden freundlich und artig behandelt wissen will, deren Geheimnisse zu erforschen? Heischt es Ihre Pflicht, Briefe zu lesen und das heiligste Recht eines jeden Menschen mit Füßen zu treten? Bei uns würde man das Unverschämtheit nennen und exemplarisch bestrafen!“

„Bei uns nit!“ antwortete das Mautungeheuer mit einer fürchterlichen Pomade und setzte seine Unterhaltung fort; „i les' ja a nur, was drinn steht!“

Bei dieser Dummheit zuckte es mir in der Hand. Ich hätte ein Königreich für die Erlaubnis gegeben, wenn ich Karl X. gewesen wäre, diesem Steuermann eine Maulschelle verabfolgen zu dürfen; allein ich wollte mich zu meinem Vergnügen in Wien aufhalten, bezähmte also die hervorbrechende Wut, packte inzwischen meine Sachen wieder ein und wartete dann ruhig, bis man den Inhalt meiner Briefe auswendig wußte. Man kann bei diesen traurigen Zeiten nichts Besseres tun, als alles ruhig abwarten.

„Na, Se hab'n ja viel Geld z' fordern, wie i seh' Da werden S' halt vergnügt leben, Herr v. ***!" Mit diesen Worten und mit einem freundlich-malitiösen Seitenblick legte er die Briefe wieder zusammen und kündigte mir an, daß ich des Tabaks wegen in die Amtsstube müsse. Ich folgte ihm, trat aber aus Versehen fehl und ihn dermaßen auf den Fuß, daß ihm mindestens sechs bis sieben Hühneraugen abfielen. Mir wurde wieder leicht. Er aber schrie wie ein gestochenes Schwein, hob das eine Bein hoch auf und tanzte mit dem andern trotz Crombé, Nullmüller und Taglioni.[5]) „I hab' Ihnen nur a'f en Fuß g'treten!" sagte ich und ging in die Amtsstube.

Hier wurde ein Protokoll des eingeschmuggelten Tabaks wegen aufgenommen, und obgleich ich um die möglichste Eile bat, mußte ich über eine Stunde warten und nebenbei einige zwanzig Gulden Münze Strafe zahlen. Man hatte den Staub aus meinem Tabaksbeutel mitgewogen, glücklicherweise aber nicht bemerkt, daß noch ein Rest in meiner Pfeife steckte, sonst wäre

die Strafe höher ausgefallen. Endlich kam ich zur Unterschrift des Protokolls, ich empfahl mich höflichst, sagte den vier oder fünf Beamten, die sich alle mit mir unterzeichnen mußten, daß es mich freue, auf eine so interessante Weise ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, versuchte noch einmal, den Solotänzer aus Versehen auf den Fuß zu treten, er zog ihn aber schnell zurück, warf endlich einen sehnsüchtigen Blick nach meinen amerikanischen Blättern, stieg in den Wagen und fuhr in das lärmende Wien hinein.

Das lärmende Wien

Folge mir, lieber Leser; ich will versuchen, dich so schnell wie möglich in den Schauplatz hineinzuführen, aus dem ich meine Bilder entnehme. Du siehst riesige Häuser, aus denen alte, wunderbare Geschichten sprechen, und die mit ihrer hohen Stirn fast spottend auf das junge, spekulative Leben herunterschauen, das an ihnen vorüberzieht. Du siehst große Plätze, in deren Mitte entweder eine Kirche steht, oder ein sprudelnder Brunnen, verziert mit schön gearbeiteten Figuren.

„Fahr'n mer, Euer Gnaden!"

Die meisten Straßen sind zwar eng und krumm, aber ihr Pflaster ist regelmäßig und glatt. Du darfst ruhig deine Augen umherschweifen lassen nach den schönen Frauen und den brillanten Kaufläden, denn du riskierst nicht wie in anderen Städten, über einen hervorragenden Stein zu stolpern und durch komische Purzelbäume Gelächter zu erregen. Für das Wohl der Füße ist überall gesorgt; ja, diese Sorgfalt erstreckt sich weiter bis zum Magen. Gegen die Brust haben sich die Elemente verschworen. Sie wird häufig durch einen schneidend kalten Gebirgswind und durch schnellen Wechsel der Witterung inkommodiert; und was endlich den Kopf betrifft, so findest du überall wasserdichte Hüte in der modernsten Fasson.

Aber schauen wir das öffentliche Treiben näher an; zum Reflektieren wird sich Stoff genug finden. Schöne Frauen, sagte ich, und du schüttelst noch bedenklich den Kopf, während hier die lebenslustigen, kokettierenden Wienerinnen vorüberhüpfen? Ja, mein lieber Kritikus, du mußt deinen Reisepelz ausziehen, du mußt deine Empfindungen mit der Landkarte ändern, du mußt dich auch geistig akklimatisieren, wenn du alle Dinge richtig anschauen und überall den Nagel auf den Kopf treffen willst. Man muß weder mit einer Weißbier-Seele Italien bereisen, noch den Nordpol im leichten Ballkleide; man muß weder mit Stubenmädchen über griechische Klassiker sprechen, noch das Rindfleisch mit dem Löffel essen: man muß überhaupt nicht dumm sein, das ist die erste Lebensregel.

Also, mein lieber Gefährte, du mußt keine kunstgemäßen Schönheiten fordern, wenn du hier empfinden willst; du mußt nicht dein Maß aus der Tasche nehmen und an die Nase legen, ob sie nicht etwa um eine Linie zu lang, oder zu kurz, oder zu stark ist! Wir sind hier nicht im kritischen Norden, wo man schon anfängt — wie Hegel — die Natur herunterzureißen, wenn sie in ihren Erscheinungen nicht dem alles überstrahlenden Menschenverstande huldigt, oder diese sich nicht in ein System hineinpressen lassen: hier ist die Natur genial. Sie wirft Schönheiten hin und lacht einen aus, wenn man die Bildung eines Fußes nicht ganz vollkommen findet oder mit der Wölbung des Auges nicht einverstanden ist; sie bewegt die lieben, lieben Füßchen und läßt aus den Augen die innere Glut, das lebendige Leben

Das Schottentor und die Schottenbastei

aufatmen, und alle ernsten Kunstrichter sind entzückt und werden rot bis zum Scheitel.

„Fahr'n mer Euer Gnaden?"

Du findest auch wenig schmachtende Schönheiten hier; es sind fast lauter naive und muntere Schönheiten; sie springen so glühend in das Leben hinein, als ob sie ihren Tod kaum erwarten könnten; es sind Rosenknospen, denen es ängstlich unter den grünen Blättern wird, weil sie den Schmetterling mit Duft und Liebe umfangen wollen. Du wirst sie später näher kennen lernen, sobald ich mit ihnen plaudere und kose; jetzt sind wir nur in der Außenwelt, und ich darf, aus Furcht vor den strengen nordischen Kritikern, dich nicht unter das leichte, flatternde Busentuch schauen lassen. Aber wie gefällt dir dieser Kontrast? Hier hüpft eben ein reizendes Mädchen, wundernett gekleidet, an uns vorüber und läßt alle ihre schönen Formen hervortreten, während das Auge frägt, ob du sie auch bemerkst — und neben ihr watschelt ein brauner, langbärtiger Barfüßler-Mönch. Überhöre das indifferent ausgesprochene „Fahr'n mer, Euer Gnaden?" des Fiakers, der hier auf einem Steine sein Pfeifchen raucht und heiter in die Welt hinausschaut; höre lieber auf das Klagegeschrei der fahrenden Fiaker und weiche ihnen aus. Geschwind beiseite! Sie schreien nämlich als Warnung so wie ein Übergefahrner schreien würde, und jagen dabei mit einer Schnelligkeit und Sicherheit durch die belebten Straßen, daß man glauben sollte, einige aus dieser tobenden Menge müßten gerädert werden. Glänzende Equipagen folgen ihnen, und die tausend und abermals tausend Fußgänger winden sich wie die Schlangen

neben den uns einladenden Kaffeehäusern vorbei, an dessen Fenstern die Journalleser sitzen und aus ihren langen Pfeifen Wolken blasen. Wer mehr Dampf macht, sie oder die Zeitungsschreiber, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Schau hieher! Zwei ungarische Bauern mit ihren dicken Pelzen im heißen Sommer; starke, gesunde Menschen mit ihren braunen, determinierten Gesichtern. Mögen die Wiener spotten und spotten; ich habe sie doch lieb, diese Eisenmänner. Drüben gehen griechische und türkische Juden; sie gefallen dir in ihrer bunten Tracht, ihren kostbaren Schals; nicht wahr? Was mich betrifft, mir gefallen die Jüdinnen noch besser, die ihnen mit ihrem Kranz blanker Goldstücke um das zarte Köpfchen folgen. Das sind die besten Lorbeeren. O, wie weiß ist ihr Teint, wie weich diese Züge, wie mild ihre Augen: ich möchte sie, bei Gott! gleich küssen und so lange küssen, bis ihnen die rosenroten Lippen wund geworden, aber da geht gerade ein kleiner, draller Schusterbube vorüber, und den muß ich dir wieder zeigen, neugieriger Leser, denn dieser „Schusterbua" ist der Gott der Wiener Volkspoesie; und um sein Haupt glänzt ein Heiligenschein von spaßigem Witz und witzigem Spaß. Wäre dieser Schusterbube nicht —

„Fahr'n mer, Euer Gnaden?"

— Die Fiaker, Ochsen und Esel, dumme Jünglinge und putzsüchtige Mädchen, so müßte der Wiener Witz Herrn von Sedlnitzky[5]) um gescheitere Gegenstände bitten, wenn er nicht sterben wollte.

Einen eigenen Reiz haben diese schönen Gemälde, mit welchen Kaufleute, Fabrikanten, Bierwirte usw. ihre

Gewölbe schmücken und bezeichnen. Hier siehst du den „römischen Kaiser“ in seinem Ornate, dort „den guten Hirten“; hier prangt eine „Hofdame“, dort watschelt eine „weiße Gans“; bald stehst du vor dem Bilde des „Königs von Bayern“, bald vor einem „Mönche“, und nicht weit von ihnen erblickst du einen „roten Stier“. Dort geht ein junger Ehemann „zur schönen Tänzerin“; er hätte lieber die „Stumme von Portici“ wählen sollen, denn die erstere könnte plaudern; wenn du nicht in das kleine Gewölbe zum „Polen“ willst, so erfrischen wir uns in dem trefflichen Bierhause. „Zu den drei Raben“. Schau dir dort die „schöne Französin“ an, aber versäume auch nicht den „Merkur“. Vor jener Apotheke werden dem „Tobias“ die Augen ausgewischt; ein Advokat betrachtet das Bild mit vieler Teilnahme. Dem „Paganini“ an jenem Laden fehlt das Gespenstige, Geisterhafte; viel besser ist der „Filzhut“ hier gemalt. Hier ist ein „Liguorianer“, dort ein „Scheusal“. Dort heißt es „zum schönen Schauspieler“, hier zum „Hanswurst“, und „zum Heiligen Geiste“ geht soeben ein Freudenmädchen und kauft sich ein Gürtelbändchen, das sie bald zu lösen wünscht. So berühren sich überall Heiligkeit und Spott. Portraits von Fürsten und Pfaffen sind in großer Menge vorhanden, aber Dichter, Gelehrte und Staatsmänner sucht man vergebens; die Zensur wird sie wahrscheinlich streichen.

„Fahr'n mer, Euer Gnaden?“

Aber was ist das? Dort vor dem Kriminalgebäude versammeln sich eine Menge Menschen. Wir sind hier auf dem „Hohen Markt“. Die grüngräulichen Polizei-

männer schließen einen Kreis und stellen eine Verbrecherin zur Schau; wir wollen näher gehen und hören, was sie berechtigt hat, in die Öffentlichkeit zu treten. Die Buben und Mädchen schreien: „A Kupplerin, a Kupplerin! Mutter, Mutter, a Kupplerin! Schau her!“ — Du mußt wissen, mein lieber Gefährte, daß dergleichen gerichtliche Ausstellungen hier nichts Seltenes sind; in Wien dürfen keine Bordelle existieren, und als man dem Kaiser Josef die Notwendigkeit solcher Institute einleuchtend machte, indem man behauptete, ohne sie würde die Demoralisation gefördert, soll er geantwortet haben: er wolle kein Dach über Wien machen lassen. Die Regierung drückt daher bei vielen solcher Körperverkäuferinnen ein Auge zu — weil sie wohl weiß, daß es sogar Seelenverkäuferinnen und gegen diese kein Gesetz gibt, und weil sie überhaupt an das Augenzudrücken gewöhnt ist — bestraft aber gerechterweise solche Weiber, die in eine feierliche, unentweihte Familie dringen und ihr stilles Glück vernichten. Diese Scheusale schleichen sich in das Herz junger, unschuldiger Mädchen und legen dort ihr Gift nieder. Sie führen sie ohne Wissen der Eltern mit lockeren Roué's zusammen, bis sie, von Schmeicheleien und Geschenken bestochen, das Opfer der niedrigsten Gewinnsucht geworden und einen Weg betreten haben, der direkt in die Kloaken der menschlichen Gesellschaft führt. Da siehst du solch eine Bestie. Sie hat sich zusammengekauert und blickt zur Erde, als ob noch Scham in ihrem Busen wohnen könne, in diesem Lexikon aller Nichtswürdigkeit! Es ist nicht so viel Unterschied zwischen Mann und Mann, wie zwischen Weib und Weib. — Da steht neben

uns eine blühende Jungfrau, über welche vielleicht fünfzehn Frühlinge ihren Zauber geschüttet haben; sie schaut unverwandt nach jenem Weibe, und aus ihrem reinen, himmelschönen Auge leuchtet die fromme Seele heraus. Sie weiß noch nicht, was eine Kupplerin ist, und ein Engel flüstert ihr zu, sich nicht zu erkundigen.

„Fahr'n mer, Euer Gnaden?"

Fort von hier und drüben hinüber, wo ich ein Glöckchen klingen höre! Ein Priester geht unter dem „Himmel", der von vier Kirchendienern getragen wird, und bringt die Monstranz oder, wie der Wiener sagt: da kommen s'mit unserm Herrn! Rings siehst du fast alle Leute auf die Knie fallen oder sich beugen und Kreuzschlagen, je nachdem sie befangen sind oder sich erhaben über diese Zeremonie dünken. Immer weiter, immer weiter, mein Freund, wir werden später noch mehr Religion sehen; du findest an jeder Ecke ein Stückchen! Wir treten hier auf den Stephansplatz. Da ist der riesenhafte Turm, der seinen alten ehrwürdigen Kopf hoch hinausstreckt über ganz Wien und den Fremden von allen Bergen her freundlich entgegenblickt; die ewige Poesie Wiens. Jahrhunderte sind an ihm vorübergerauscht und haben Lieder in seine Hallen eingeschrieben, tief ergreifende, humoristische Lieder. Jeder kann sie lesen, der die Sprache Gottes versteht; Gott schreibt mit Sternen, Blumen und Steinen. Der heilige Stephan hat Fürsten gekrönt und sie zu Staub gemacht, während er des Bettlers Gebet freundlich aufnahm und Trost in seine wunde Seele goß; Millionen geschichtlicher Tränen haben seinen Schoß gefeuchtet, denn die Unglücklichen flüchteten an sein großes

Herz, wenn der Krieg seine zündende Fackel schwang und das donnernde Gebrüll wütender Belagerer sie zusammenschreckte; wenn das scheußliche Gerippe des Hungers über ihre Fluren zog und das furchtbarste aller Elemente Hab und Gut verschlang; wenn die gierige Pest ihren schwarzen Rachen öffnete und die Luft vergiftete oder Tyrannei die Herzen zerriß; — o, St. Stephan hat vieles gesehen und gehört, mein lieber Gefährte, viele große Geschichten, und jetzt hört er Strauß und Lanner spielen und sieht die Statue des heiligen Kaisers Josef ein ernstes Gesicht machen.

Du willst wissen, wo heute die beiden politischen Figuren (ich werde dir später sagen, warum ich sie so nenne) ihre Geigen streichen. Dort an jener Ecke, wo Fiaker an Fiaker gereiht ist, findest du eine Unzahl von Affichen, unter denen auch sie gewiß die lebenslustigen Wiener einladen. Werfe hier noch einen Blick in die berühmte Geroldsche Buchhandlung und laß uns nun hinübergehen. Strauß bei Dommayer in Hietzing, Lanner im Paradiesgarten, Morelly*), der dritte in ihrem feindlichen Bunde, seinem Talente nach wohl zu wenig beachtet, spielt draußen in Heiligenstadt.

Heiligenstadt ist ein hübsches Badeörtchen am Fuße des Kahlenberges; Grillparzer und Bauernfeld essen gewöhnlich dort zu Abend, solange die Schwalbe durch die Blätter streicht, und du hast Gelegenheit, diese beiden berühmten Männer kennen zu lernen. In Wien frägt man nämlich selten nach der Wohnung, sondern nach seinem Erholungsorte, wenn man Bekanntschaft mit jemand machen will. Überhöre also künftig

nichts, lieber Gefährte, wenn ich auch en passant spreche!

Da ist schon wieder Religion! Ein Kirchendiener trägt die Muttergottes-Fahne, und singend und blöckend folgen ihm Männer, Weiber und Kinder; es ist eine Wallfahrt nach Mariazell. Dort, zwei Tagesreisen von Wien, befindet sich nämlich ein Marienbild, das unendlich viel Wunder tut und bei dem lieben Gott in großem Ansehen steht. Es macht Blinde sehend, Schwache stehend, Lahme gehend und Frauen schwanger; es sorgt, daß die Felder blühen und reichen Segen tragen, damit die Bauern ihre Abgaben entrichten können und von den Exekutoren nicht geprügelt werden, wie es denen geschieht, die es nicht liebt; es wischt Sünden aus dem Schuldbuche, das Jesus Christus im Himmel führt; es tut alles mögliche Unmögliche, aber man muß glauben; man muß einen sehr starken Glauben haben. Ohne diesen kann man alle seine Wunder nicht sehen, ausgenommen die Heilung der Jungfrauen; von diesem Übel werden die jungen Mädchen gewöhnlich schon im ersten Nachtlager der Prozession befreit.

„Fahr'n mer, Euer Gnaden!"

Folgen wir derselben jetzt die Kärntnerstraße hinauf bis zum Hofoperntheater. Eine enge Straße und die lebhafteste Passage! Dränge dich nur recht dicht an die Kaufläden, damit sie dich nicht überfahren, diese rasselnden Equipagen, diese wilden Fiaker. Solltest du ja eine Scheibe eindrücken, so bezahle ich sie nicht; nur immer vorwärts! Links und rechts siehst du die berühmtesten Gasthäuser Wiens, den „Wilden Mann", den „Erzherzog

Karl“ und den „Schwan“; in allen dreien ist es enorm teuer, aber man speist in ihnen vortrefflich. Merke dir, was ich von Speisen spreche, damit man nicht sogleich in jeder Gesellschaft weiß, daß du ein Fremder bist.

„Na, i dank'! — Schaun's doch auf!“

„Ja, lieber Mann, ich konnte nicht dafür, man stieß mich auch!“

Holla! Aus dem Weg, Gefährte, damit du dich nicht beschmutzest. Zwei treten uns hier mit ihren langen schwarzen Kutten entgegen; wenn du sie näher anschaust, wird es dir klar werden, daß der Teufel Familienvater ist. Die Heuchelei grinst aus ihren blöden Augen heraus und lacht sich ins Fäustchen, wenn ein Mensch der untersten Volksklasse noch so einfältig ist, den Hut vor ihrem Neste zu ziehen. Die Gebildeten speien aus, sobald sie diese heiligen Schurken, das schwarze Ungeziefer des Himmels, auf der Erde herumkriechen sehen, einen Leichnam suchend, an dem sie sich sattfressen können. Sie erschleichen Erbschaften und sind die Priester der Dummheit und der Finsternis; scheu, wie alle Verbrecher, gehen sie selten allein auf die Straße hinaus, wann sie ihre Raubhöhle verlassen müssen, sondern schleichen sich paarweise durch die Menschen, von deren Feinden sie protegiert werden.

Und jetzt hinauf auf die Bastei, welche das eigentliche Wien umschließt und die reizendste Aussicht auf die Vorstädte darbietet. Zwischen beiden sind schöne Anlagen; schattige Alleen und Wiesenplätze, und der Spaziergang hier oben ist ein immer wechselndes Panorama. Jeder

Schritt eröffnet dem Auge eine neue Perspektive, ein anderes Gemälde, eines überraschender als das andere! Dicht vor uns hohe Pappeln, über deren Gipfel wir hinabschauen, dunkle Kastanien-, duftige Nußbäume und ein buntes Gewirr von Fußgängern und Equipagen; weiter hinten die prächtigen Gebäude und Kirchen der Vorstädte, und ganz hinten, die Rotunde beschließend, die grünen Gebirge mit ihren Dörfern und Lustschlössern! Man möchte gleich hinüberspringen aus dem tollen Geräusch der Städter in die stille, wonnige Natur.

Erſter Traum

Es war Nacht, finſtere Nacht. Ich ſah eine ungeheure Wiege, rings von Bergen eingeſchloſſen, darinnen lag ein gutes, kräftiges Volk. Und auf einem dieſer Berge ſaß der hohe Beamte und wiegte und ſang eine Hymne, damit das Volk ſchlafe. Und wenn dort oben ein Stern hervorblitzte, ſo ſtieg er hinauf und löſchte ihn aus, auf daß die funkelnden, lieblichen Strahlen nicht in die Augen der Kinder fielen, und er löſchte alle Sterne aus, bis es finſter war und ruhig wie im Grabe.

Aber von ferne her kamen Wolken gezogen, Wolken mit roſigen Träumen, und drinnen erklangen ſüße Lieder von Freiheit und Weltliebe, und es war, als ob die Kinder horchten, denn ſie bewegten ſich und lächelten, und die Lieder klangen immer ſüßer und wonniger, bis die Kinder erwachten und mit den Händen hinauflangten nach den roſigen Träumen.

Da ward der hohe Beamte zornig und band ſie alle feſt in der Wiege und rief viele Männer herbei, die hatten finſtere, grauenhafte Geſichter und trugen lange, ſchwarze Kleider.

Und die finſteren Männer ſtellten ſich rings um die Wiege, jagten die Wolken mit den roſigen Träumen fort und ſagten den Kindern, ſie ſollten beten und

schlafen und schlafen und beten, denn solches sei der Wille des Herrn, der sie gesendet.

Und die Kinder fürchteten sich vor den schwarzen Gestalten und machten ihre Augen zu.

Da erhoben die Männer ihre Stimmen und sangen in dumpfer, geisterhafter Weise:

Wir verfluchen die Wissenschaft
Und des Menschen Geisteskraft,
Wir verfluchen das Licht!
Schlafe und bete du Erdensohn,
Bete für deines Herrschers Thron,
Fluch! Wer die Ketten bricht.

Die Gedanken kommen von Gott,
Aber nicht die voll Hohn und Spott
Über die Tyrannei!
Ein Gedanke nur ist erlaubt,
Der für des Regenten Haupt,
Nur der eine ist frei!

Droben über den schwarzen Höh'n
Erwartet die ewige Rache den,
Der hier fröhlich und frei!
Selig, die nicht denken und tun,
Die, wie wir, nur beten und ruhn,
Und preisen die Tyrannei!

Und die Kinder fürchteten sich immer mehr vor den gespenstigen Männern, drückten ihre Augen fester zu, schliefen wieder ein und träumten von den süßen und wonnigen Liedern. Und als die Männer sahen, daß das Volk schlief, grinsten und lachten sie höhnisch und verspotteten es, und der hohe Beamte wiegte wieder und sang die Hymne.

Die Wiener

Die Wiener haben einen großen Vorzug vor den Norddeutschen, sie sind keine Philister. Mit Lust und Liebe sehen sie dem neuen Geiste zu, der überall in allen Köpfen und Herzen seine Knospen treibt. Keiner neuen Anschauung sind sie abhold, sondern prägen dieselbe in ihr Innerstes, sobald sie sich bewährt; sie rümpfen auch nicht die Nase über das geistige Streben der deutschen Juden, sondern freuen sich darüber, wie über den Frühling.

Da die Zensur kein Buch erlaubt, dessen Funken dem Obskurantismus schädlich sind, so greifen die Wiener nur nach verbotenen Schriften und der heilige Geist hat hier bei weitem mehr Seelen entflammt, als in dem gelehrten ***. Ich habe während meines Aufenthaltes in Wien nicht einen einzigen gebildeten Mann kennen gelernt, der nicht für die Freiheit glühte und traurig den Kopf schüttelte, wenn seines Vaterlands in mancher Beziehung erwähnt wurde; in Norddeutschland dagegen stemmen sich noch viele Tausende von Philistern und gelehrten Pedanten dem Liberalismus entgegen und verspotten die Apostel der Freiheit mit hochtrabenden und verblüffenden Worten, hinter denen freilich das Auge des besseren Menschen nur Heuchelei oder Leerheit sieht.

Es ist ganz richtig, daß Börne in keinem Land so stark als in Österreich gelesen wird, und die Wiener lesen ihn nicht nur, um ihn gelesen zu haben; er ist ihnen zum Bedürfnis geworden, weil er mit geistreicher und eisenfester Sprache ihre geheimsten Empfindungen offenbart; weil sie ihn für einen Gottgesandten halten, dessen mächtiger Einfluß auf unsere Zeit unverkennbar ist; Heine ist weniger geliebt und verehrt, man nennt ihn den spielenden Knaben neben dem ernsten Mann, und Wolfgang Menzel[7]) steht viel höher bei ihnen. Zschokke[8]) ist ein Lieblingsschriftsteller der Wiener, auch für alle neueren Helden interessiert man sich, und als die singende Nachtigall aus den Gebirgen herüberflatterte, als ihnen Auersperg[9]) seine „Spaziergänge" mitteilte, war eine allgemeine Bewegung in Wien, und die Buchhändler konnten nicht so viel Exemplare des herrlichen Buches herbeischaffen, als ihre enthusiastischen Mitbürger verlangten.

Ich spreche hier natürlich weder vom hohen Adel, noch von der untersten Volksklasse. Der Wiener Adel ist höchst unschädlich, er genießt die Vorteile, welche ihm der Thron gibt, zählt zu Hause seine Ahnen — mancher kann oft nicht bis fünf zählen —, fährt in seiner Equipage durchs Leben, bezahlt seine Loge in den Hoftheatern, läßt fünf gerade sein und bekümmert sich weniger um Politik, Kunst und Wissenschaft, als um seine Maitresse. Sein Nimbus ist längst erloschen, denn in Wien ist jeder „gnädig" und „Herr von"; wer viel Geld hat, ist Kavalier, und wer weniger hat, amüsiert sich auch. In die unterste Volksklasse dagegen ist schon ein Sarkasmus gegen die bestehende Regierung gedrun-

gen, der sich in unzähligen Scherzen ausspricht, die einen immerwährenden Stoff zur Unterhaltung bieten.

Gemütlichkeit ist ein Grundzug des Wieners, doch muß sich der Norddeutsche erst an diese Gemütlichkeit gewöhnen, denn sie hat zuweilen einen etwas unzarten Anstrich und will verstanden sein. Kurz nach einer Umarmung oder nach einem herzlichen Handschlag wirft sie dir eine Grobheit an den Kopf, die dich entweder verlegen macht oder zum Gelächter reizt, sobald du näher mit dieser Gemütlichkeit vertraut bist. Der Wiener zirkelt nicht lange mit seinen Ausdrücken; er läßt Herz und Kopf gehen und ist überhaupt mehr Mensch als wir Norddeutschen, die wir entweder Justizrat oder Strumpfwirker oder Graf sind und immer genau berechnen und messen, ob wir unserer Ehre auch nichts vergeben oder der andern zu wenig getan.

Wohin wir uns auch wenden, wir finden keinen Menschen: immer nur zwei Füße, die einen Titel umhertragen. Hochmut und Dünkel des vornehmen Pöbels und die Roheit des „hinternehmen" drücken unser soziales Wesen nieder; in Wien dagegen findet man weder eine Spur solches Kasten- noch des Schnapsgeistes. In demselben Wirtshaus, wo Lakaien, Holzträgerinnen, Fiaker und Packknechte ihr Seidel Bier oder Wein trinken, siehst du berühmte Künstler, Kaufleute, Beamte und reiche Kavaliere mit ihren geputzten Frauen, Töchtern und Geliebten, die es gleichfalls nicht geniert, wenn neben ihnen eine Hetäre ihre lockenden Blicke schießt.

Vergnügen sucht der Wiener, und er kümmert sich wenig darum, ob alle Nachbarn sein lebhaftes Gespräch

und seinen lauten Jubel hören, denn er weiß, daß man nicht die Nase darüber rümpft. Wird es ihm zu heiß, so zieht er den Rock aus; zwickt es ihn in den Beinen, so tanzt er; gefällt ihm ein Mädchen, so macht er ihr den Hof; will er spielen, so spielt er; will er trinken, so trinkt er; kurz: er ist immer Mensch, immer ungeniert!

O, dieses verfluchte Genieren der Deutschen!

Auch der Pietismus, diese geistige Seuche, welche im Norden unzählige Opfer hinrafft und den Gang der Aufklärung hemmt, findet in Wien keine Anhänger. Man sollte freilich Wunder glauben, wie dunkel es noch in allen Köpfen sei, wenn man an einer Kirchentür mit großen Buchstaben die Worte liest: „Hier ist vollkommener Ablaß zu haben!“ Oder wenn man unter den Affichen an einer Straßenecke eine Menge Gebetbücher anpreisen, auf jedem freien Platz Betende knien, die Stellwagen nach dem Gnadenort Mariazell, oder die pomphafte Prozession am Fronleichnamstag sieht; allein das alles sind Dinge, die dem gemeinen Haufen angehören, Dinge, durch welche man den Schein aufrechthalten will. Den gebildeten Wiener erbauen diese frommen Witze nicht; er frägt wenig nach Zeremonien und findet überall seinen Gott, wo er Genuß und Schönheit findet. Die Welt schmeckt mir noch, ruft er, warum soll ich verhungern?

In einem solchen pantheistischen Land steht natürlicherweise die christliche Religion mit ihren Entbehrungen und ihrem Vertrösten auf eine jenseitige Belohnung nicht auf starken Füßen, und setzt der Himmel wieder einen so aufgeklärten Fürsten wie Josef II. auf den Thron

Österreichs, so wird es sich zeigen, welch ein großer Fonds zur geistigen Freiheit in diesem Volk vorhanden, wie unendlich gerade dieses Volk von der Natur begünstigt ist.

Am liebenswürdigsten ist der Wiener als Gastfreund. Er will deine Bekanntschaft machen, ladet dich ein, mit ihm über Land zu fahren, oder bittet dich, ihn auf seinem eigenen Gütchen zu besuchen. Mit offenen Armen kommt dir ein fremder Mann entgegen, öffnet sein ganzes Herz und sein ganzes Haus, führt dich zu seinem freundlichen Weib, ruft die blühenden Kinder herbei, und ehe eine halbe Stunde vergeht, bist du Mitglied einer glücklichen Familie. Alles steife, zeremonielle Wesen ist verbannt; je ungenierter du bist, je fröhlicher, je mehr gefällst du. Man hat dich weder eingeladen, der Konvenienz ein Opfer zu bringen, noch silbernes Tee- und Kaffeegeschirr, prächtige Möbel usw. glänzen zu lassen; man will nur ein paar Stunden fröhlich mit dir sein, um öfter fröhlich mit dir sein zu können, und dennoch wird es dir an nichts fehlen, selbst an Glanz nicht.

Die Tafel ist serviert, und die Regsamkeit deines Gastgebers wird reger. Er ist bereits dreimal in der Küche gewesen, hat selbst im Keller den Wein ausgesucht, damit der Bediente keinen schlechteren Jahrgang reiche. Er hat selbst den Draht vom Champagner gelöst und diesen in ein Kühlfäßchen mit Eis gestellt, hat überall nachgesehen, ob alles in Ordnung, er hat seine Frau, die älteste Tochter und die Domestiken zweimal erinnert, ja recht genau auf das Wohl des Gastes acht

Elise Fichtner

zu haben; nun endlich ergreift er deinen Arm, führt dich zwischen zwei hübsche Weiber und setzt sich selbst dir gegenüber, um die Mahlzeit zu regulieren und sich an deinem Wohlgefallen über die verschiedenen, fein zubereiteten Speisen und trefflichen Getränke zu ergötzen. Ich rate dir, hin und wieder mit Delikatesse etwas delikat zu nennen; es ist eine kleine Schwachheit des Wieners, nicht vergebens für dich gesorgt zu haben: mit deiner Zufriedenheit und einem kleinen Enthusiasmus über seine Küche machst du ihn auf zwei Stunden zum Gott. Und du darfst dreist loben, ohne gegen deine Überzeugung zu sprechen; man behandelt hier die Küche niemals als eine Nebensache; die Kochkunst ist hier eine wirkliche, heilige Kunst, unter jedem Rauchfang findest du ihre Muse. Man treibt keinen Dilettantismus mit dem Kochen, wie es leider noch im Norden geschieht. Ich habe hier Braten und Mehlspeisen gefunden, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; ich kann nicht leugnen, daß ich manchmal sehr stark in Wien gegessen habe, und doch ist es mein Grundsatz, mich niemals ganz satt zu essen, weil jeder Mensch uninteressant wird, sobald sein Magen keinen Wunsch mehr hat.

Ist nun einmal die Laune des Wieners rosenrot geworden, so wälzt er sich aus einem Spaß in den andern, und gehst du ohne alle Rücksichten darauf ein, so wird er fast überlustig und überherzlich, drückt dir zehnmal die Hand, umarmt dich, küßt dich und wird so durch und durch der natürliche Mensch, daß eine hannöverische Edelfrau den Schwindel in seiner Gesellschaft bekäme.

Des Wieners Eifer, Lebendigkeit und Genußsucht wachsen von Tag zu Tag. Nur bei jungen Leuten findet man zuweilen eine gewisse Trägheit und Gleichgültigkeit, wo aber der Lebenswinter schon äußerlich seine Flocken zeigt, ist innerlich noch immer treibender Frühling, und ich bin fest überzeugt, daß der Norddeutsche viel früher als der Österreicher in den Himmel kommt, denn jener schläft drei Vierteile seines Lebens, dieser aber bedarf gewiß einer langen Ruhe, bevor er wieder zu neuem Leben, zu neuen Genüssen erwacht.

Die Wienerinnen

Das Wort „liebenswürdig“ scheint eigens für die Wienerinnen erfunden zu sein; es gibt kein Epitheton, das sie treffender bezeichnet. Sie hüpfen heiter und wohlgemut, voll Mutterwitz und reizender Natürlichkeit in die Welt hinein, pflücken hier und da eine Blume, legen sich an die Herzen der Männer, schäkern und kosen und hüpfen ebenso froh wieder aus der Welt hinaus, denn sie glauben, im Himmel gäbe es lauter schöne, geistreiche und galante Männer. Das erste Wort, das sie buchstabieren lernen, ist: Mann; der letzte Seufzer, der in ihren Seelen zittert: Mann! Sie wären Atheisten, wenn sie sich Gott nicht als ein männliches Wesen dächten. Sie leben und weben, atmen und denken, zittern und fühlen nur für die Männer, und das ist recht, das ist liebenswürdig, entzückend! Das Weib soll nur für den Mann leben, der Mann für die Geschichte, so ist die Ewigkeit fertig und das Leben erhaben.

Die Wienerinnen halten jeden Tag für verloren, an welchem sie nicht mindestens mit einem hübschen Mann kokettiert haben; die Berlinerinnen den, an welchem sie nicht zehnmal ihre Augen niederschlagen mußten. Die Wienerinnen sprechen am liebsten mit Männern, die Berlinerinnen von Männern; die Wienerinnen

sind tot, wenn sie unter sich, die Berlinerinnen, wenn sie unter Männern sind; die Wienerinnen freuen sich und prunken damit, wenn ihnen der Hof gemacht wird, die Berlinerinnen freuen sich und suchen es zu verbergen.

Die Wienerinnen sind ganz Weib, die Berlinerinnen bis zum Kopf.

Die Wienerinnen sind voll Leben, die Berlinerinnen voll Lebensregeln.

Die Wienerin sagt: ich liebe dich! die Berlinerinnen: ich will es nicht leugnen, daß ich eine Neigung für Sie empfinde.

Die Wienerin wird durch einen Kuß Mutter; die Berlinerin bedarf des Priesters oder der Leidenschaft dazu.

Das Herz der Wienerinnen liegt in ihren Augen; was sie fühlen und denken, verraten sie mit dem ersten Blick; sie sind unfähig, ihre Empfindungen zu verbergen. Sei es Haß, Liebe oder Gleichgültigkeit, was sie bewegt, immer wirst du wissen, woran du bist. Hat dich eine Dame auf der Promenade zwei- oder dreimal mit ihren lebhaften Augen betrachtet, so wird dein freundlicher Gruß im Theater freundlich erwidert, und küssest du ihr beim Nachhausegehen die Hand und begleitest diese Artigkeit mit einer Schmeichelei, so fühlst du deine Hand leise oder stärker gedrückt, je nachdem sie für dich empfindet. Nun schwärme aber nicht gleich von einer Eroberung. Glaube nicht schon im Paradies zu sein, wenn du einen Apfelbaum siehst! Sie hat dich gern, das übrige wird sich finden. Ob sie dich

liebt, ist eine andere Frage, ob du noch um einen einzigen Schritt weiter kommst, ob du künftig statt der Hand die lieblichen, schwellenden Lippen küssen, Glut und Glut mit ihr tauschen darfst, ist noch sehr ungewiß, liegt noch zweifelhaft wie die Sonne hinter trüben Wolken.

Aber verzage auch nicht, du frommer Christ! Glaube an die Liebe der Wienerinnen, wie an die Unsterblichkeit; vielleicht ist dieser Glaube deine Seligkeit, vielleicht realisiert sich dein Hoffen auch. Nur leise greife die Festung an; denn Sturm wird gewöhnlich mit aller Macht erwidert, und deine Pläne sind auf ewig gescheitert. Hungere ihr Herz aus, dann übergibt es sich dir auf Tod und Leben.

Vor allen Dingen aber sei artig und galant, wenn du eine Wienerin für dich gewinnen willst, denn nach diesen Eigenschaften sucht sie oft lange Zeit vergebens. Sie gibt oft Monde hindurch Feuer aus ihren Herzensspiegeln, bald auf diesen, bald auf jenen Mann, aber immer wird dieses Feuer durch Keckheit, Gleichgültigkeit oder Roheit gelöscht; die zarte Weiblichkeit zieht sich entweder verletzt zurück und ruft, wenn auch ungern, ihr noli me tangere! oder sie wird selbst roh unter rohen Händen.

Wer hat eine edle Anschauung des Weibes und wäre nicht erschrocken, wenn er die jungen Wiener im Umgang mit Mädchen und Frauen beobachtete; wer wäre nicht erschrocken, wenn er Gespräche hörte, in denen nur die eindeutigsten Zweideutigkeiten Frohsinn und Gelächter verbreiten; wen hätte es nicht tief in die Seele

geschnitten, wenn er ein Weib Worte sprechen hörte, die ihre Rosenlippen und ihre geistige Schönheit vergiften?

Ich liebe die Wiener mehr als meine Landsleute, aber eben deshalb drängt es mich, sie von dieser Seite hart anzugreifen; ich bin weder pedantisch, noch prüde, aber ich hege die Meinung, daß eine Poesie im Umgang beider Geschlechter bleiben muß, sollen nicht die edelsten Gefühle erstickt, die Weiber zu Hetären, soll nicht der Mensch zum Vieh werden! Liebt und umschlingt euch in Lust und Wonne, aber es sei ein geistiger Genuß, kein tierischer; wenn sich eure Lippen voneinander reißen, behandelt euch mit Zartheit und Delikatesse, sonst stirbt eure Neigung; ihr werdet gemein, roh, euch selbst zuwider!

Die Quelle dieses Übels entspringt teils aus der Politik Österreichs, einer Politik, die für viele geistige Genüsse nur Schleichwege offen läßt und jeden Gebildeten auf diese Schleichwege zu führen scheint; teils aus der Religion. Welche menschlichen Interessen soll die Volkspoesie berühren, wenn sie die heiligsten Interessen nicht berühren darf; welcher Stoff bleibt der Satire, wenn ihr jedes Tor versperrt ist, das in die Gegenwart führt? Fast einzig: Liebe und Ehe. Kann man nun aber bei einem Volke, das den Spaß über alles liebt, unter solchen Verhältnissen andere, als triviale und ekelhafte Gestalten erwarten? Man sehe die Gebilde der Volkspoesie auf allen Theatern: es sind fast lauter geistige Mißgeburten, Seelenkrüppel, Weiber, denen jeder weibliche Reiz fehlt; Männer, die aller männlichen Würde entbehren; durch und durch gemeine Wesen, die den verderblichsten Einfluß auf Sitten und Bildung des Volkes haben müssen.

Die Zensur streicht zwar jede Zweideutigkeit, aber sie kann weder Figuren, noch Situationen streichen, und jedes Wort wird gemein, sobald die Verhältnisse gemein sind.

Wohin soll sich Witz und Satire flüchten, wenn ihm die Straße, das öffentliche Leben verboten ist? In die Kloaken. Da lebt er, von dort aus wirkt er, von dort aus beschmutzt er die Seele des Volkes mit Schlamm und Kot. Im Wurstelprater und im Lerchenfeld sitzt Vater und Mutter, Sohn und Tochter, und alle lachen herzlich über die giftigsten Zoten, die mit artigen Melodien überzuckert, aus dem Munde der sogenannten Harfenisten ertönen und von höchst charakteristischen Mienen und Gesten begleitet werden, um ihren Effekt zu erhöhen; in den Volkstheatern aber liegt das Gift versteckter und hat folglich eine noch größere Wirkung. Dazu kommt nun ein Verbot, das offenbar die Demoralisation befördern muß, und die römisch-katholische Kirche, die es nicht erlaubt, sich von dem Wesen zu trennen, das der Natur und dem Geiste eines andern widerlich geworden, die also auf diese Weise rohe und unnatürliche Verhältnisse bildet, Scham und Zartheit vernichtet! Man kann nicht viele Schritte in Wien machen, ohne auf eine Maitresse, eine soutenierte Dame zu treffen, und diese sind ebenfalls Raupen in dem Garten der Geselligkeit; denn äußerlich fein und reizend, ist ihre innere Gemeinheit doch nicht geeignet, eine edlere Anschauung, und durch diese eine Veredlung des Weibes selbst hervorzubringen.

Mir wird ganz warm, wenn ich daran denke, wie liebenswürdig die Wienerinnen werden müßten, würden

sie von Jugend auf mit Schonung behandelt, würde die Poesie ihrer Weiblichkeit nicht mit roher Zunge verspottet; fänden sie in den Männern Verehrer, statt Verzehrer. Ihre Zutraulichkeit, ihre Herzlichkeit würde noch mehr Reiz, ihre geistige Schönheit mehr Grazie und Form bekommen; ihre Natürlichkeit würde lieblicher, ihre Glut süßer werden; ihre Seelen würden freier aufatmen in der reinen und milden Luft; sie würden die Engel auf Erden sein, nicht so langweilig wie jene im Himmel.

So häuslich sind die Wienerinnen nicht, wie die Engländerinnen, denn sie sind lebenslustig. Sie sind auch nicht so gebildet, wie die Damen in Paris und Berlin, aber auch nicht so verbildet. Sie lieben die Männer, die Natur und ihre Kinder; aber die Wissenschaft ist ihnen zu kalt, zu gefühllos. Apollo ist ihnen schon recht, wenn sie gerade keinen andern Mann haben, aber Minerva ist ein Frauenzimmer und flößt ihnen kein Interesse ein.

Die superklugen Norddeutschinnen blamieren sich in einer Männergesellschaft ebensooft, als die Wienerinnen gefallen, und ehe diese von Politik, Philosophie usw. sprächen, ließen sie sich lieber hundert Küsse auf die warmen Lippen drücken. Sie schwärmen auch nicht für die großen Männer der Vorzeit und geraten nicht in gelehrte Zuckungen, wenn sie von Herodot, Homer, Demosthenes, Euripides, Sokrates oder gar von Plato sprechen hören: was sollen sie mit diesen Männern, die längst zu Staub geworden?! Ihnen ist Alexander ebenso gleichgültig, wie Cäsar, Hannibal, wie Napoleon, Friedrich der Große, wie ein preußischer Leutenant von

vierzehn Jahren! Diese Leute sind alle im Kriege groß geworden, und den Krieg hassen die Wienerinnen über alles, weil in demselben so unendlich viel Männer getötet werden.

Die Staël, die Rahel und Bettina Brentano sind kluge Weiber gewesen, die letzte ist es sogar noch, aber wären sie alle so schön wie geistreich und alle in eines verschmolzen, so wäre mir eine hübsche Wienerin mit ihrem Mutterwitz, ihrer Lebenslust und natürlichen Wärme tausendmal lieber, als dieses Amalgama weiblicher Wesen, die sehr viel Gelehrsamkeit, Verstand und alles hatten, nur nichts Weibliches.

Mit diesem Vorzug der Wienerinnen schließe ich meine Charakteristik, damit ich mir das Leben in Norddeutschland nicht ganz verderbe, und füge noch als captatio benevolentiae hinzu, daß man auch Wienerin sein kann, ohne gerade in Wien zum ersten Male das Licht der Sonne erblickt zu haben.

Sie aber, meine liebenswürdige Dame von der Kaiserstadt, werden mir vorwerfen, daß ich ein wenig schnell und zuweilen mit keckem Pinsel male, und da haben sie wieder recht. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich irgendwo gefehlt habe, und ich sehe es deutlich in Ihren wunderschönen Augen, daß Sie mir schon im Vorwurfe verziehen haben. Gnädige Frau, i küß' die Hand!

I küß die Hand

In dieſem Gruße der Wiener und Wienerinnen liegt die zarteſte Bezeichnung ihres Umganges; die fleiſchliche Berührung ſchimmert durch alles, was ſie tun und ſprechen. Iſt der Fremde ein Mann von Welt, ſo wird ihn ſein galanter Inſtinkt ſehr bald zum richtigen Gebrauch dieſer Sprachfigur bringen.

Der junge Wiener reibt ſich die Augen, ſobald die Strahlen der Sonne ihn geweckt haben, wirft die leichte Decke von ſich, ſteigt aus dem Bett und hüllt ſich in den bunten Schlafrock. Da tritt das niedliche, ſaubere Dienſtmädchen herein und bringt friſches Waſſer in der Karaffine. „I küß die Hand!“ ſagt ſie und erwartet fernere Befehle.

Peppi aber iſt hübſch und Eduard ſchlingt ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille. „Na laſſen S' mi los!“ ruft ſie, „die gnäd'ge Frau iſt in der Kuchel!“ Eduard bittet ſie, wieder zu kommen, wenn die gnädige Frau ausgegangen; Peppi aber lacht ihn aus, macht einen Knicks und hüpft mit einem ſpöttiſchen „I küß die Hand!“ zur Tür hinaus.

Die alte Wäſcherin kommt, nimmt ihren großen hölzernen Wäſchekaſten von den Schultern, legt die weißen Hemden, Krägen und Gilets in die Kommode, brummt ein „i küß die Hand!“ und wackelt wieder ab.

Zwei muntere Kinder mit frischen Wangen hüpfen herein, ergreifen, ohne ein Wörtchen zu sagen, die Hand des jungen Wieners, küssen sie und bestellen eine Einladung ihrer Eltern, heute Mittag bei ihnen zu speisen. „I laß die Hand küssen!“ sagt Eduard, das heißt, er wird kommen.

„Grüß di Gott!“ — „Grüß euch Gott!“ Zwei Freunde sind mit brennenden Zigarren eingetreten, werfen sich auf den Sofa und erzählen ein komisches Abenteuer, das sie gestern mit zwei hübschen Mädchen erlebten.

„Gehst heut' abend ins Kärntnertor, Eduard?“

„Was geben s'?“

„Den ‚Freischütz'!“

„Schon wieder? Na, i küß die Hand!“ antwortet er ironisch, und du kannst ihn heut' abend überall treffen, nur nicht im Kärntnertortheater.

Sie wandeln nach der Promenade, werfen links und rechts feurige Blicke, spielen im Kaffeehaus drei Partien Domino und trennen sich mit dem Versprechen, sich abends im Sperl wieder zu finden. Eduard eilt zu seinem Diner, es ist hohe Zeit. Er tritt in das elegante Zimmer, sieht zehn bekannte Damen und sechs bekannte Herren, verbeugt sich artig und fertigt sie alle mit einem freundlichen „I küß die Hand!“ ab, nur zur Frau vom Hause geht er, um diesen Gruß zu realisieren. Die Tafel beginnt. „Sie werden an meiner Seite sitzen, Herr von C.!“ — „Gnädige Frau!“ ruft Eduard und wirft ihr einen glühenden Blick in die glühenden Augen, „i küß die Hand!“ — Österreich schreibt seine Geschichte: man ißt, man trinkt, man reißt einige Späße, man

urteilt über die neue Oper, schimpft auf Duport [10]) und verdammt den Direktor Carl; [11]) man flüstert bei der Zwischenpause ein Ah! und ein Delikat! Man lacht, kokettiert, findet die Mehlspeise unübertrefflich und geht mit innerem Wohlbehagen an die duftenden Fasanen. „Na, i bitt', essen S' noch a Bissel Braten, Herr von C.!" „I küß die Hand, gnädige Frau! Ich kann nicht mehr."

Und bei dem Kaffee flüstert die gnädige Frau dem jungen Wiener ins Ohr: „I bin diesen Abend allein im Kärntnertor, kommen S' hin!" und der junge Wiener lispelt ein freudiges „I küß die Hand!" und du triffst ihn doch um sieben Uhr in der großen Oper, obgleich er 's verschworen hatte, den „Freischütz" wieder zu hören.

„K u r i o s!"

Der Superlativ alles Interessanten heißt beim Wiener „Kurios"; ein neuer Beweis, daß die Sprichwörter und Sprachfiguren immer die besten Quellen zur Zeichnung des Volkscharakters sind.

„Finden Sie die Rettich [12]) wirklich so vortrefflich?"

„Na, i glaub' 's! Das is a kuriose Schauspielerin!"

„Haben Sie sich am Sonntag in Mauerbach unterhalten?"

„Na, kurios!"

„Sie waren ja gestern in der Burg. Das neue Trauerspiel von Grillparzer soll gut sein?"

„Ah, das müssen S' seh'n! Das is a kurioses Trauerspiel!"

„Versteh'st? Wissen S'?"

Wenn der Wiener eine Geschichte erzählt, eine Beschreibung oder Erklärung gibt, so frägt er nach dem zehnten oder zwölften Wort, ob man ihn verstanden, ob man weiß, wie er dies oder jenes gemeint hat. Freilich erwartet er keine Antwort, denn seine Frage ist nur eine sprichwörtliche Gewohnheit, aber es bleibt doch interessant zu erforschen, ob diese aus Arroganz oder Bescheidenheit entstanden; ob die Wiener ursprünglich gemeint, Fremde — denn die Fremden sind sicher zuerst gefragt worden — könnten sich vielleicht nicht zu seinem Geist hinaufschwingen, oder ihm selber fehle das Talent, sich deutlich zu machen. Ich bin für die letztere Meinung, denn der Wiener wird nur dann arrogant, wenn ihn die Arroganz eines andern beleidigt.

„Halt!"

Die Wiener sagen immer „Halt"! Andere Nationen wollen weiter.

So sprach ich, nachdem ich drei Tage in der Kaiserstadt verlebt und so gut wie jeder andere Norddeutsche meine Vorurteile mitgebracht hatte. Als ich aber die Wiener näher kennen lernte, suchte ich jenes „Halt!" höher, viel höher, in den Wolken, in den Sternen. Die Wiener sagen nur darum „Halt", weil sie halt nicht anders können. Es liegt in ihrer Atmosphäre, und nur in der ihrigen; sie wissen selbst nicht anzugeben, was ihr

liebes „Halt“ bezeichnet und wo man es brauchen muß; nicht ihr Verstand, sondern ihre Seele weiß es an die rechte Stelle zu setzen. Durch jedes „Halt“, das sie hinausklingen lassen, wird ihnen leichter, und ich wette darauf, daß der Wiener eine sehr unruhige Nacht hätte, schickte er nicht mindestens ein paar Dutzend „Halts“ am Tage in die Welt. Ein Fremder kann sich gar nicht besser in Wien blamieren, als wenn er das „Halt“ gebraucht oder gar „holt“ und „holter“, wie man es in den Büchern findet. Es bleibt einmal das Geheimnis einer Wiener Seele; es liegt wahrscheinlich in den Backhendeln. Ich habe geforscht und geforscht; ich habe mir alle verschiedenen Fälle notiert, in denen ich das „Halt“ gebrauchen hörte; ich fand, daß es zuweilen für „nun“, für „einmal“ steht, daß es zur Bekräftigung, zum Aufmerksammachen dient; aber wie ich auch sann und forschte, forschte und sann, „es tat 's halt nimmermehr!“

„Sauber!“

Auch bei diesem Wörtchen, das die Wiener zu einem so großen Worte machen, hätte ich gern ein geistreiches Philosophem angebracht, müßte ich nicht, aufrichtig wie ich bin, gestehen, daß ich mir den Ursprung seines Gebrauches nicht zu erklären weiß. Der Wiener nennt sein schönstes, sein liebenswürdigstes Mädchen „ein sauberes Mädchen“, und doch sind alle seine Weiber reinlich und zierlich, also sauber. Woher kommt nun dieses Epitheton? Ich ärgere mich, daß ich durchaus keine Ursache aufzufinden weiß, und ersuche hiemit die Wiener, ihre schönsten und liebenswürdigsten

Mädchen ferner nicht „sauber“, sondern „delikat“ zu nennen, damit ich geistreich sein kann!

„Geh'!“

Wenn man in Wien „Geh!“ sagt, so meint man damit merkwürdigerweise „Komm'!“, zuweilen sagt man sogar: „Na, geh'!, komm' her!“ — Ich glaube, daß die Wienerinnen diese Wendung erfunden haben.

„Schlimm!“

Die liebenswürdige Toleranz des schönen Geschlechtes in der Kaiserstadt spricht sich am deutlichsten durch den Sinn aus, welchen sie diesem Adjektivum beilegen. Einen Mann, den andere Damen als zudringlich, roh, wollüstig, ja sogar als gemein bezeichnen würden, nennen die Wienerinnen nur „schlimm“ und drücken höchstens durch die Betonung dieses Wortes einen größeren oder kleineren Unwillen aus, den sie über eine unzarte Behandlung empfinden. Ein zierliches Mädchen geht über die Bastei und regt die Gefühle eines lockeren Gesellen auf. Er geht, unbekümmert der Vorüberwandelnden, die sich darum nicht kümmern, auf sie zu, klopft ihr den blendenden Nacken, umarmt und küßt sie und geht wohl in seinen Angriffen gegen die Persönlichkeit noch weiter. Das Mädchen schreit nicht, schimpft nicht, sondern windet sich mit einem „Na, nit!“ los und fügt, sobald sie befreit ist, hinzu: „Sie sind a schlimmer Herr!“

In einer feinen Gesellschaft werden Anekdoten erzählt. Zuerst handeln diese von der Naivität der Ungarn, später müssen die Berliner herhalten, dann drehen

sie sich um das Schauspiel und nehmen nach und nach einen so zweideutigen Charakter an, daß die Herren sich vor Lachen wälzen möchten. Was tun nun die Damen? Sie sehen sich untereinander an, schütteln lächelnd die lieben Köpfchen und sagen: „Die Herren sein heut' wieder sehr schlimm!"

Eine fröhliche Gesellschaft hat die lärmende Stadt verlassen und jubelt im grünen Tal unter blühenden Bäumen. Alle vergnügen sich, nur eine schöne Frau nicht. Sie wird von einem siebzehnjährigen Jüngling verfolgt, der sie mit seiner unreifen Liebe fast überschüttet, ihr die albernsten Schmeicheleien in die Ohren flüstert und jeden Mann durch seine naseweise Glut verdrängt; die Wienerin hält diesen Tag beinahe für einen verlorenen, aber der junge Mensch dauert sie dennoch, er wird mit der Zeit älter und verständiger, und sie sagt ihm selbst, wann seine Zudringlichkeit den Kulminationspunkt erreicht, nichts weiter als: „I bitt' Sie, Herr von Pappstoffel (oder wie der Flegeljährige heißen mag), lassen S' mich! Sein S' nit so schlimm!"

Und wenn ein junger geistreicher Mann ein feuriges Weibchen, dessen phlegmatischer Gemahl nur an der Pfeife Geschmack findet, den Abend über vor allen anderen Damen auszeichnete und seine Liebe durch verstohlene, aber heiße Blicke sprechen ließ, so drückt sie ihm beim Nachhausegehen die Hand und lispelt: „Liebenswürdig sind Sie, sehr liebenswürdig, aber — schlimm!" Und wenn der junge Mann mit zärtlichem Ton frägt, ob er künftig noch liebenswürdiger und noch schlimmer sein darf, so lächelt sie freundlich, läßt sich vor ihrer

Die Theaterenthusiasten

Für dreimal die weiche Hand küssen und träumt die ganze Nacht hindurch von schlimmen Männern.

Der Wiener Jargon ist im ganzen lebhaft, drollig und gemütlich; er liebt die Diminutiven, überhaupt die Diminution, und läßt mit sich machen, was man will. Er ist ein seelensguter Mensch, der Wiener Jargon, und wird immer gutmütiger, je weiter er sich herabläßt. Man wundert sich schon, wie die vornehmen Leute mit ihm umgehen; man wundert sich über alle Kaufleute, Fabrikanten usw., die ihn über ihre Schilder jagen; aber was er sich vom niederen Volke gefallen läßt, das geht ins Weite; das ist ungeheuer, würden die Wiener sagen. Da ist an seine Mutter, die deutsche Sprache, gar nicht mehr zu denken; der Junge hat alle möglichen Naturen angenommen; heute spricht er so, morgen so, für denselben Begriff hat er übermorgen ein ganz anderes Wort als gestern, und aus einem dreisilbigen Wort vier Silben fortzulassen, ist ihm eine Kleinigkeit! Bei dem Harfenisten reimen sich unbedingt alle Wörter mit allen Wörtern; ich möchte nicht das Wort sein, was sich unterstünde, sich mit einem andern nicht reimen zu wollen. Er drehte ihm den Kopf um, risse ihm die Füße aus und steckte sie ihm in den Hals. So etwas passiert sehr oft, wenn die Wörter zur Schlachtbank der Volkspoesie geführt werden und trotzen wollen. Der Harfenist reimt Stiefelputzer und König, Liebe und Heringsalat, Italiener und Waschfrau, Koch und Müller, Billard und hätte, Barett und setzen, das ist ihm alles leichtes Spiel! Er nimmt die Wörter in den Mund, verzieht ihn ein wenig, als ob er Essig oder Landwein

getrunken hätte, und singt dann die Harmonie heraus. Aber merkwürdiger ist es noch, daß man ihn *versteht*! Die Wiener müssen in kurzer Zeit alle Sprachen lernen, denn sie verstehen alles; der Harfenist mag Sanskrit, Hebräisch, Griechisch, Chaldäisch, Fetz- und Marokkoisch, er mag eine Sprache sprechen, die noch gar nicht erfunden ist! Sein Landsmann versteht ihn, und ob ich ihn verstanden habe, ist ihm äußerst gleichgültig.

Strauß und Lanner

Vieles ist schon über die beiden Männer geschrieben worden, und ich darf sie trotzdem nicht übergehen. Bilder aus Wien, und in diesen nicht Strauß und Lanner — das hieße ihre Walzer und Galoppaden hören, ohne an den Tanz zu denken, ohne den Kopf nach ihren wollüstigen Melodien zu wiegen.

Ich will keine Floskeln machen, um ihre Kompositionen zu bezeichnen. Fast ganz Europa tanzt nach ihren Noten; sie sind die musikalischen Rothschilds. Sie erhalten viele Staaten im Schwindel, und ehe diese Schwindeleien aufhören, werden Jahre vergehen.

Ich leugne nicht, daß sie die größten Komponisten für Tanzmusik sind; ich leugne nicht, daß ihre hüpfenden Noten alle Sinne aufregen, daß sie bald keck und lustig das Ohr kitzeln, bald elegisch an das Herz schlagen, aber jeder Ton in der Musik ist Dur und Moll zugleich, und jedes Ding in dieser Welt hat seine heitere und seine ernste Seite.

Nach welcher Reunion man in Wien geht, in welchem öffentlichen Garten man sich niedersetzt, Strauß und Lanner sind immer da! Führen sie nicht selbst das Zepter, so spielen wenigstens andere Musikanten ihre Walzer und Galoppaden.

Lebhafte Gespräche stärken das Herz und bilden den Geist, aber zu einem solchen bringt man es selten in Wien; eben, wenn die Meinungen sich kreuzen wollen, klopft Meister Strauß mit dem Bogen auf und gebietet Ruhe. Nun geht das Geklingel und Gezappel los. Die Wienerin dreht sich unruhig auf dem Stuhle herum, der Wiener wiegt den Kopf, die Füße arbeiten unter dem Tisch, und die Gedanken über dem Tisch gehen schlafen. Gute Nacht, Gespräch! La, la, la, la, la, la! Ladi dumm, dumm, dumm, dumm da! das ist der ganze Geist, der sich über die Gesellschaft verbreitet, die wichtigsten Dinge bleiben mitten in der Unterhandlung liegen; jetzt muß man sich drehen, wiegen, jetzt muß man Takt treten und vor Wonne zerschmelzen! Ob nach dem Tode noch ein Leben zu erwarten? Das ist sehr gleichgültig, denn wir haben ja la, la, la, la! Ob Österreich so glücklich bleiben oder später eine repräsentative Verfassung bekommen wird; was geht das uns an? Haben wir doch dumm, dumm, dumm, dumm! Ob Eisenbahnen und Dampfwagen die Völker inniger vereinen werden? Was kümmert das einen Fuß, in welchem lustige Noten kribbeln und krabbeln! Ob zehn Minuten von der Stunde ungenützt vorüberfliehen, in welcher ich meine Geliebte alle Monate sprechen kann? Das ist gleichgültig, ungeheuer gleichgültig! Meine Geliebte hört jetzt nach dem Ladi dumm, dumm, dumm, dumm da! und frägt den Teufel nach dem Sir klug, klug, klug, klug, hier!

O, wäre ich ein Despot! Tonnen Goldes spendete ich den Straußen und Lannern, daß sie mir die Köpfe

meiner Untertanen wiegten und alle öffentlichen Gespräche stocken machten!

Und wie viele Schwindsuchten [13]) bringen diese Generalfeldmarschälle der Terpsichore zustande, wie viele Prozente mögen ihnen die Doktoren und Totengräber Wiens jährlich geben müssen? Jünglinge und Jungfrauen, Weiber und Männer straußen und lannern Winter und Sommer, das heißt: sie drehen sich wie ein Kreisel, reißen sich herum und keuchen sich die Brust hohl und schnappen nach Luft, wie ein Fisch auf dem Lande!

„Wie viel bekommen die Leute dafür?" fragte jener Wilde, den man sehen ließ, wie zivilisierte Menschen tanzen, und ich möchte ebenso fragen.

Ich lasse mir die Tänze gefallen, wo es auf Grazie ankommt: diese zarte, harmonische Ecossaise, dieser liebliche, kokettierende Kontertanz usw., aber immer ist es mir unerklärlich geblieben, wie so viele kluge Leute an diesem wilden, wahnsinnigen Herumschleifen, an diesem galoppierenden Totentanz Geschmack finden konnten, wo der herabtröpfelnde Schweiß jede Poesie vernichtet.

Wie bejammernswert ist ein deutscher Liebhaber, der wenig oder gar nicht tanzt! Er möchte gern seiner Geliebten in die Augen sehen und sie mit den seinigen küssen, — da kommt das Schicksal, roh und kalt faßt es des Mädchens zärtliche Gestalt und wirft sie unter den Hufschlag wilder Pferde! Seine Geliebte wird bald von diesem, bald von jenem Mann bei dem Arm gepackt, wütend herumgerissen, und erst dann, wann sie kaum mehr Atem holen kann, folglich sich im kranken

Zustande befindet, darf sich der Verlassene wieder nähern. Nun tritt er schüchtern heran, will sich wenigstens einen freundlichen Blick holen, vielleicht mit ihr sprechen. Törichter Wunsch! Eitles Hoffen! Seine Angebetete liegt auf dem Stuhle und fächelt sich, glüht und schwitzt wie ein Braten am Spieße, und statt zu antworten, keucht und pustet sie wie ein Blasebalg!

In Wien aber ist diese Wut ausgeartet. Da sieht man wenig Tänzerinnen mehr, sondern lauter Bacchantinnen. Sie zucken schon fieberhaft, sobald der Arm des Mannes sie berührt, dann pressen sie ihre Brust dicht an die seinige, den Kopf an seine Schulter, und nun lassen sie sich herumschleifen, saugen in dieser wollüstigen Lage jede Bewegung des Mannes, jene lüsterne Musik ein; die Unschuld flieht erschreckt aus dem Saal, die Weiblichkeit zerrt sich flehend zu ihren Füßen und der Tod steht in der Ecke und lacht sich ins Fäustchen.

Und Strauß, der kleine gedrungene Mann mit keck blitzenden Augen, arbeitet fort und immer fort. Er streicht die Geige so gewaltig mit seinem Bogen, daß die Töne seufzen und zittern, als sollten sie noch einmal gestrichen werden. Kann er nicht mit dem Bogen dirigieren, so dirigiert er mit Kopf und Fuß; aus dem Takt kommt er niemals, niemals, und deshalb protegiert ihn der Fürst Metternich.

Und Lanner tanzt selbst während er zum Tanez aufspielt, und seine Töne zittern dir in das Herz hinein.

Und beide spielen bald con vivezza, bald con gracia, bald con tenerezza, bald con fuoco. Aber! Aber!

Der Prater

Wann die Bäume ihren Wintertraum aus den Zweigen geschüttelt haben und die Erde ihr grünes, blumiges Kleid anzieht; wann die Nachtigall wieder singt und die Bäche wieder murmeln, die Rosen wieder blühen und die Schmetterlinge wieder flattern; dann schütteln auch die Wiener ihren Wintertraum aus den Gliedern, ziehen ihr grünes Kleid der Hoffnung, das blumige der Freude an, die Schmetterlinge unter ihnen flattern wieder um die Rosen herum und küssen ihren Blütenstaub, sie singen und lachen und jubeln und kosen, denn es ist wieder Frühling, der liebe Gott ist wieder da, unser Vater im Himmel und auf der Erde!

Kommt hinaus nach dem Prater! ich will mitten unter eurem Jubel stehen und mich freuen, weil ich fröhliche Menschen, weil ich Menschen um mich habe! Nehmt eure Kinder mit, aber laßt die Tränen zu Hause! Wäre ich der Fürst Metternich, ich verbände euch mit allen Völkern der Erde, schenkte euch Freiheit des Gedankens, zeigte den bösen Pfaffen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, und ließe neue Weisen predigen! Und wäre ich der liebe Gott, es sähe schon lange anders in eurem schönen Lande aus!

Kommt hinaus nach dem Prater! Es ist heute Sonntag: der Amboß schweigt und die Hämmer ruhen; das summende, schnurrende Rad der Industrie steht still; alles Treiben hört auf und das Leben beginnt. Der Schuster wirft die Stiefeln beiseite und macht sich auf die Strümpfe, seine Frau aber zieht den Kindern die bunten Kleider an, setzt die neue Haube mit den rosenroten Schleifen auf und legt aus zärtlicher Fürsorge zwei Zwanzigkreuzerstücke in die leere Hauskasse, damit morgen der Mittagstisch nicht ungedeckt bleibe. Der Schneider steckt die Nadel in das Kissen, sich selbst in die enganschließenden Kleider, und hüpft wohlgemut zur harrenden Geliebten; die Köchin und das Stubenmädel schnüren sich die Taille; der Kavalier setzt sich auf das hohe Pferd; der Beamte spritzt die pedantische Feder aus und steigt in einen Fiaker; der Bäcker knetet nicht mehr den alten Teig; der Kaiser fährt soeben mit sechs Rappen zur Burg hinaus, der Minister hinter ihm; der Zensor empfiehlt noch schnell ein Dutzend Bücher zum Verbot und holt dann seine Soutenierte ab; der Seiler dreht noch am letzten Stricke, während sein Weib schon die reine Wäsche zurechtlegt; der Priester steht vom weichen Lager auf und sagt der niedlichen Wirtschafterin ein Adieu; der Graf hebt seine junge Gräfin in die glänzende Equipage, läßt die Bedienten in der goldenen Livree hinten sitzen und führt auf der Straße selbst die Zügel; alle, alle ziehen zu Wagen, zu Roß und zu Fuß durch die breite Jägerzeile nach dem Prater hinaus.

Wir treten zuerst in den Schau- und mischen uns später unter das lustige Volk im Wurstelprater. Rechts

in der schattigen Allee galoppieren Hunderte von Reitern, kokettieren mit ihren wunderschönen Rossen und ihrer Meisterschaft, sie zu lenken; fliegen hin und her auf den wiehernden Pegasussen und schreiben Liebeslieder in feurige Weiberaugen. Auch Amazonen siehst du unter den Reitern.

In der Mitte, zwischen den kräftigen Kastanien, die ihre Blätterkronen dicht aneinanderschlingen, jagt Wagen an Wagen. Hinter der elegantesten Chaise ein lustiger Fiaker, hinter dem kaiserlichen Staatswagen eine leichte Berline, hinter der glänzenden Equipage des Fürsten eine plumpe Kutsche; hinter stolzen, lebenskräftigen Rossen zwei abgelebte Klepper.

Die Damen in den Wagen sind wie zum Balle geschmückt; Blumen und Federn wiegen sich auf ihren Köpfen; Brillanten funkeln an dem weißen Nacken, und um die losen, leichten Kleider schlingt sich ein kostbarer Schal. Sie haben alle fröhliche Gesichter. Ihre Wangen, welche die zahllosen Bälle des Winters gebleicht, blühen wieder auf in der würzigen, milden Frühlingsluft; und ihre Augen werfen das innere Feuer hin und her: rechts unter die kühnen Reiter, links in die rauschenden Fußgänger, nach dem blauen Himmel hinauf, und von Zeit zu Zeit auch gegenüber dem Gemahl zu. So jagen sie bis zum Lusthäuschen, das weit hinten in einem muntern Wäldchen liegt, belebt von Hirschen und Rehen; kehren wieder um, fliegen zurück und fahren wieder langsam hinauf, denn die Zahl der Equipagen hat sich so vermehrt, daß eine doppelte Reihe geworden, und die übermütigen Rosse sich bäumen, als wollten sie über den vorderen Wagen hinüberspringen.

Aber werfe doch deine Augen endlich in die wirre bunte Masse der Spaziergänger! Sind das nur Tausende oder sind es Millionen, die hier wandeln, plaudern, sitzen, Kaffee trinken, rauchen, lachen, kokettieren! Sind heute noch in Wien Menschen, rufst du erstaunt aus, oder ist seine Bevölkerung hier im Prater? Das sind nicht viel, nicht sehr viel, das ist ein Meer von Menschen, ein wogendes, brausendes Meer! O, du Tröpfchen, schaue hinüber nach dem Wurstelprater, höre seinen wilden Jubel, sein tolles Lärmen, sein Hurra und Hallo, seine Trommeln und Trompeten! Und nun bedenke, daß heute tausende der lebensfrohen Wiener in den Gebirgen umhersteigen, tausende in den Kaffee- und Bethäusern sitzen, tausende auf der Bastei und den Glacis promenieren, tausende in den Lustgärten der Vorstädte ihr Pfeifchen schmauchen und plaudern, und viele Tausende im Lerchenfelde jubilieren! Bedenke das alles und staune, du Tröpfchen in diesem wogenden Meere! Blicke hinüber, wie sie dort hineinströmen in den Cirque olympique der Madame de Bach, wie sich hier die Panoramen füllen, wie viel Müde sich auf den grünen Wiesen lagern, wie viele die Kunststücke des klugen Hundes, Mohr genannt, anschauen, und wie gefüllt diese Kaffeehäuser sind, deren Wände nur aus Fenstern bestehen, damit sich die Wiener und Wienerinnen nicht aus den Augen verlieren. „Zwei Melangen und zwei gestopfte Pfeifen!“ Erfrischen wir uns ein wenig; setzen wir uns auf die beiden Stühle, welche soeben die bunten Türken verlassen; Mohammed, Christus oder Moses, das stört weder die Stühle noch uns. Kokettiere du mit jener Brünetten dort unter dem Baume, ich werde die

Blondine hier gegenüber nehmen, die eben das Köpfchen nach uns umdreht.

„Werden sie aber darauf eingehen?“ frägst du.

„Ha, ha, ha!“ Ich muß lachen!

„Wird es den andern Leuten nicht auffallen?“

„Ich muß schon wieder lachen. O Norddeutscher voll Genie und Berechnung! Wir amüsieren uns, die Mädchen auch, und die andern Leute amüsieren sich auf ihre eigene Hand, oder vielmehr mit ihren eigenen Augen.“

„Aber wenn es die Mutter bemerkt!“

„O Närrchen! Die kann es ja nicht bemerken; die kokettiert ja mit dem Herrn im blauen Fracke, der sich eben die Zigarre anzünden läßt!“

Und nun hinüber nach dem Wurstelprater; drüben hinüber, wo der Hanswurst sein Wesen treibt! Ich sehne mich nach einem Stückchen Narrheit, wie der Durstige nach frischem Wasser; ich will lachen über die unsinnigsten Späße, über die ungeheuersten Dummheiten; ich will ein Wiener sein, und schüttle mir den kritischen Norden aus den Gliedern.

Heißa! Heißa! Hopsassa!
Lustig hier und lustig da!

Komm, du dicker Faßbinder, du zierlicher Schneider, du handfester Schuster; komm, du dralle Köchin mit den verbrannten Wangen, und du aufgeputzte Putzmacherin mit den geränderten Augen; kommt alle und umarmt mich, jubelt mit mir, ich bin euer Bruder und nicht um einen Kreuzer mehr wert als ihr! Wir fragen jetzt den Teufel nach Fürsten und Hofräten, nach Zepter und Kanzel, nach Kunst und Wissenschaft, wir werfen die

geistigen Kleider ab, in denen der Fluch der Welt liegt, und sind lauter nackte, fröhliche Menschen. Ziehen wir hier zunächst in dieses Karussell hinein. Uns rufen ja die lärmende Trommel und die schmetternde Trompete. Seht ihr, wie sie springen, diese hölzernen Pferde, und wie schnell die Philosophen darauf reiten! Sie haben alle ihre eigene Richtung; der eine will nach Amerika, der andere nach Afrika, der dritte nach Asien, der vierte nach Frankreich; alle ringen sie und stechen und spornen, und alle drehen sie sich in einem ewigen Kreise und kommen nicht von der Stelle. — Lachen wir sie noch einmal aus, diese gelehrten Narren, diese närrischen Gelehrten; diese Buchstabenmenschen, die unsere ganze Welt in die Tasche stecken, und dann in einem Chaos von Hypothesen vergebens nach Luft schnappen. Komm, du dralle Köchin mit den purpurnen Wangen, gib mir deinen Arm und folge mir in den tollen Spektakel. Hundert Wirtshäuser laden uns durch Musik und Schauspiel ein; hundert Ausstellungen strecken ihre Arme nach uns aus; hundert Späße hören wir in jedem Augenblicke, die uns hineinziehen sollen; alles kommt uns fröhlich und freudig entgegen, nur die Wahrheit flieht uns und verbirgt sich hinter jedem grünen Halme. Laß die dumme Wahrheit sitzen, liebe Köchin, und blicke nach dem Polichinel, der dort seine Witze macht. Die kleine Puppe hat einen großen Prügel in der Hand und klopft damit eine Frau auf den Kopf, daß diese augenblicklich hinfällt und kein Zeichen des Lebens mehr von sich gibt.

Komm weiter, meine liebe Köchin. Drängen wir uns durch die fröhliche Menge; drängen wir uns durch

das Juchhe und Heißa, durch Musik und Gesang und Tabaksqualm nach jener Tierbude. „Meine Herrschaften! Hier sind einhundertsiebenunddreißig der verschiedensten Tiere zu sehen. Treten Sie gefälligst näher! Sechs Kreuzer die Person!“

Oder fürchtest du dich vor wilden Tieren? Gut, so besehen wir uns zahme Menschen; dort ist ein Wachsfigurenkabinett. Hier ist Geld. I' bitt', geh'n S' nur eini!

„Hier, meine Herrschaften, sehen Sie Seine Majestät den jetzigen König von Bayern,[14]) berühmt als Dichter, nebst Ihrer Majestät die Königin. Neben ihnen steht der kleine Prinz Otto, der jetzige König von Griechenland,[15]) wo früher so große Menschen geboren wurden.“

„Hier erblicken Sie, meine Herrschaften, Seine Majestät Nikolaus I.,[16]) Beherrscher aller Reußen! Gehen Sie nicht so nahe heran, wenn ich bitten darf; Sie können ihn so sehen.“

„Hier sehen Sie die Jungfrau von Orleans. Ihre zarten Glieder sind in Erz gehüllt und sie trägt die Muttergottesfahne. Der Helm, den sie aufhat, ist derselbe, welchen sie in allen Schlachten aufgehabt hat.“

„Hier, meine Herrschaften, sehen Sie Seine hochselige Majestät den Kaiser Franz I. von Österreich. Neben ihm sitzt Ihre Majestät die Kaiserin, zweite Stiefmutter Seiner Majestät des jetzt regierenden Kaisers. Hier bemerken Sie Seine Durchlaucht den Fürsten von Metternich!“

„Dieser da?“

„Ja, der da!“

„Haben Sie nicht den Kaiser Josef?“

„Nein! Hier sehen Sie Friedrich den Großen, wie er im Sarge zu Potsdam liegt. Und hier sehen Sie

einen Christus am Kreuze, nach dem berühmten Gemälde von Raffael. Das vortrefflichste Stück in diesem Kabinette!"

„Hier erblicken Sie die Giftmischerin Gottfried, die so viele Menschen ums Leben gebracht. In ihr mußte eine Hyäne gesteckt haben, denn sie wußte keinen Grund!"

Steh auf, mein lieber Leser! Die Sonne rötet bereits den westlichen Himmel und scharenweise ziehen die lustigen Wiener heim; sie müssen noch heute im Bierhause trinken, im Guten Hirten tanzen, im Sperl speisen, im Kaffeehause Billard spielen. Nur ein kleiner Teil dieser großen Masse zieht sich in die dunklen Büsche zurück und realisiert heute erwachte Wünsche und Hoffnungen. Wenn die Blätter dieses Eichenwaldes sprechen könnten, was würden sie erzählen von zärtlicher Hingebung, von wilder Begierde, von süßem Schmerz und böser Lust; von Küssen, die geschlungen werden, von Gluten, die nach und nach ausglimmen?

Küßt und umschlingt euch, ihr zärtlichen Schäfer und Schäferinnen; die Welt muß bevölkert werden, sagt Shakespeare. Wir ziehen fröhlich mit dem fröhlichen Haufen nach der Stadt zurück. Das Karussell fährt zum letzten Male seine Reiter nach Amerika und Afrika, die Schaukeln und Wippen stehen still; die Kugeln in den Kegelbahnen rollen nicht mehr. Die Wachsfiguren gehen jetzt vielleicht in der finsteren Bude umher und lieben und hassen sich; die wilden Tiere legen sich murrend nieder; der Hanswurst zieht seine bunte Jacke aus; der flinke Kellner wäscht die leeren Krüge, und die Besitzer von Rom und Petersburg, Berlin und Paris essen schon ihr Rostbratl. Der kluge Hund liegt auf der wollenen Decke; die Trom-

pete schmettert nicht mehr, die Trommel wirbelt nicht mehr, das Juchhe und das Hurra verstummen; es wird stiller und immer stiller, der rauschende Tag neigt sich zur Ruhe, die Praterlust ist zu Ende. Schlaft wohl, ihr Schäfer und Schäferinnen!

Zweiter Traum

Es war Nacht, finstere Nacht. Der Himmel hatte seine milden Augen zugedrückt und hing schweigend und schwermutsvoll wie ein Leichentuch über der Erde. Tränen fielen aus seinen Wolken herab und beweinten die unglücklichen Menschen. Die unglücklichen Menschen aber waren zur Ruhe gebracht; nur einige wenige lagen vor einem weiten Palaste auf den Knien, hoben ihre Hände empor und flehten.

„Mensch!“ sprachen sie, „Mensch, den Gott so unendlich hochgestellt hat, dem er Purpur, Thron und Zepter und Krone gegeben, sieh herab auf deine Brüder und habe Erbarmen!“

„Sie legen ihre treuen Herzen um das deine und bewachen dich; sie preisen dich in tausend Gesängen; sie bauen dir Tempel und Ehrenpforten; sie nehmen die grünen Zweige des Waldes und schmücken die Säulen deines Palastes; sie opfern ihr Hab und Gut; sie opfern ihre Kinder, um deine Feinde zu vernichten!“

„Habe Erbarmen, Mensch, der du auf goldenem Throne sitzest und das Zepter führst über Millionen deiner Brüder!“

„Habe Erbarmen, Mensch, und mache sie frei!“

Ein Wiener Fiaker

„Wir, die wir in ihrem Namen flehen, sind ihre Dichter und Weisen. Löse unsere Ketten, auf daß wir das Wort Gottes predigen können in unsern grünen Gebirgen, auf daß wir unsere Gedanken nicht ferner verschließen müssen, sondern sie mitteilen dürfen, zu Nutz und Frommen unserer Brüder!“

Und eine eherne Gestalt stand vor dem Bette des Fürsten, streckte segnend ihre Hand aus und sprach: „Schenke ihnen Freiheit, mein Sohn!“

Und die Dichter und Weisen flehten weiter; „Löse unsere Ketten, auf daß wir fortschreiten können mit dem Geiste der Welt!“

„Löse unsere Ketten, auf daß wir in unserem Schmerze nicht von andern Völkern verspottet werden! Denn wir sind geistig stark wie sie, und Kunst und Wissenschaft wird deinen Thron mehr zieren, als unsere Tränen in Gold gefaßt!“

„Löse unsere Ketten, auf daß nicht ferner mißtrauen darf der Vater dem Sohne, der Sohn dem Vater, der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder!“

Und die eherne Gestalt vor dem Bette des Fürsten streckte segnend ihre Hand aus und sprach: „Schenke ihnen Freiheit, mein lieber Sohn!“

Und die Dichter und Weisen flehten weiter: „Zerstöre jene dunklen Höhlen, in denen die Heuchelei wohnt! Jage hinaus die Lehrer der Finsternis und lasse den Namen unseres Gottes nicht mißbrauchen zu schnöden Zwecken!“

Und eben, als die eherne Gestalt vor dem Bette des Fürsten segnend die Hand ausstreckte, rauschten

tausend Ketten, und tausend wütende Stimmen riefen durch das Geräusch der Ketten: „Hinweg, du neuerungssüchtiger Schwindler!“

Und aus dem ehernen Auge preßte sich eine Träne. — Die Gestalt aber stieg langsam die Stufen hinunter, streckte segnend die Hand aus und stellte sich auf das nahe Postament.

Und die Dichter und Weisen knieten rings um das Postament und priesen den Mann da oben, bis die glühende Sonne über die Gebirge kam, und die Lerchen jubelten, und die Blumen erwachten.

Der Fiaker

Denke dir einen Menschen mit fröhlichem, gesundem Gesicht; äußerst schlicht angezogen, einen abgeschabten Filz auf dem Kopfe, sorglosen Herzens, voll Mutterwitz und eine Peitsche in der Hand — da hast du einen Wiener Fiaker.

Sorglos sind sie, denn sie bekümmern sich um alle Politik und alle Dummheiten der Welt nicht. Sie haben einen ziemlich eleganten Wagen, zwei willige Pferde und eine Peitsche; das ist hinreichend, um Mehlspeise und Braten zu essen, ein paar Seidel Bier oder Wein zu trinken. Und was will man mehr vom Leben, wenn man Fiaker ist?

Der Fiaker versteht die Kunst, auf einem zinnernen Teller umzulenken, und ist er nicht unverschämt und grob, so bekommt er keine Prügel von der Polizei. Er nennt nur diejenigen ungefiederten und mit Vernunft begabten Wesen Menschen, die keine Fiaker sind, und daß ihn die Menschen grob behandeln, fühlt er nicht oder befremdet ihn nicht. Denn die Menschen sind halt grob. Man muß von den Hyänen nicht verlangen, daß sie einem aus der Hand fressen.

Der erste Mensch, dem man in Wien gut wird, ist ein Fiaker. „Fahr'n mer, Euer Gnaden!“ ruft er; und

er weiß augenblicklich, daß du eine Aufenthaltskarte in der Tasche hast, und fordert zweimal mehr von dir, als von einem Wiener Menschen. Sobald er aber merkt, daß du das elfte Gebot kennst, läßt er schnell herunter, hilft dir in den Wagen und frägt, wohin deine Gnaden befehlen.

Für wenige Zwanzigkreuzerstücke ist er nun auch ganz der deine. Er holt dir Wein aus dem Gasthofe, packt ihn ein, stopft dir dreimal die Pfeife, schlägt sechsmal Feuer und raucht, sobald du ihm die Erlaubnis gegeben, auch sein Pfeifchen, während er über die grünen Felder galoppiert.

Wenn der Fremde nicht symbolisch auf den Kopf gefallen ist, und der Fiaker will ihn überteuern, so antwortet jener nicht: „Ach, erlauben Sie, das ist wohl zu viel?“ sondern: „Aber Kerl, bist du wahnsinnig? Von der Kärntnerstraße bis zur Jägerzeile willst du drei Zwanziger? Drei Zehner, und willst du dafür nicht fahren, so laß es bleiben? Verstehst?“

„Aber, Euer Gnaden, daas Wetter! Geben Euer Gnaden zwei Zwanziger!“

„Halt's Maul! Laß mich in Ruhe“! Und damit dreht man sich um.

Nun springt dir der Fiaker nach und bittet dich einzusteigen. Er hat gehört, daß du ein Mensch bist, mit dem sich umgehen läßt, der zu leben versteht. Im sausenden Galopp wirst du durch die Stadt, durch die engsten Gassen gefahren, und du schwebst anfänglich in ewiger Angst, daß der Wagen krachen und niederstürzen, daß drei oder vier Fußgänger unter die rasch rollenden

Räder geraten möchten. Aber lege dich ruhig an die weichen Kissen und überlasse dich getrost dem halben Helios. Ehe er einen Menschen überfährt, jagt er durch dessen Beine hindurch, oder rädert ihm die Stiefel schief, damit er künftig vorsichtiger sei.

Fast nie setzt ein Fiaker, selbst bei der gröbsten Behandlung, die Achtung aus den Augen, welche er einem Menschen schuldig zu sein glaubt. Ich hörte einmal des Nachts einen Streit, der mich anfangs amüsierte, zuletzt aber in Wut brachte. Ein Herr, um den sich die Welt in verschiedenen Kreisen drehte, hatte sich bis zum Stephansplatze fahren lassen, stieg hier aus und fragte, was er schuldig sei. Der Fiaker forderte vielleicht einen Zwanziger mehr als Recht war. „Du bist unverschämt!“ rief der Herr und neigte seinen Kopf zur Brust, „du bekommst die Hälfte, keinen Kreuzer mehr!“

„Das kann i nit, Euer Gnaden, berechnen S' den weiten Weg!“

„Du bist ein Esel!“

„I bin ka Esel, Euer Gnaden!“

Der Herr lächelte und fuhr fort: „Du bist ein Esel, sag' ich dir! Was hast du für eine Nummer? Ich werde dich bei der Polizei belangen.“

„Das können S' tun, gnädiger Herr; i kann nit anders!“

„Is das dein Wagen, du Lump? Bist du Knecht oder Herr!“

„I bin der Herr; i bin a Bürger. I bitt', treiben S' nit länger Ihren Spaß mit mir!“

„Was bist du?“ rief der vornehme Lump, taumelte ein wenig und lachte hell auf. „Ein Bürger bist du? Ha, ha, ha! Ein Hundsfott bist du! Du willst mich betrügen!“

„Euer Gnaden, i bin ka Hundsfott; i will ka'n Menschen b'trügen! So müssen S' net sprechen!“

„Halt's Maul, du Schuft, verantworte dich nicht!“

So ging das Gespräch fort und währte bereits über zehn Minuten. Der Herr trieb seinen gemeinen Scherz immer weiter, schimpfte, fluchte und marterte den armen Fiaker bis aufs Blut. Ich verlor die Objektivität. Meine Hände hatten sich zu Fäusten geballt; ich konnte länger meine Wut nicht bezähmen. Dazu kam noch, daß mir immer bei solchen kleinen Begebenheiten viel größere einfallen; ich faßte also den Vornehmen beim Kragen, schüttelte ihn ein wenig und bedeutete ihm mit keinen schmeichelhaften Worten, daß er nun bezahlen möge, sonst würde ich ihn mit gewissen Liebkosungen bezahlen, die man in der Kunstsprache Maulschellen nenne.

Diese kühne Wendung verfehlte ihre Wirkung; der Halbtrunkene wollte gegen mich Krieg führen. Ich aber wußte es geschickt zu machen, daß er sich niedersetzte; ließ ihm dasjenige zukommen, was ich versprochen hatte, bezahlte den Fiaker und empfahl mich.

Ein anderes Mal hörte ich, wie ein Fashionable einen Fiaker zu sich heranrief und ihn fragte, ob er Zeit zum Fahren habe. „Ja, Euer Gnaden!“ antwortete dieser. „So suche dir jemand, der fahren will!“ sagte der Fashionable und ging lachend weiter.

„Das hätt' mir a Narr a sagen können!“, schrie ihm der Fiaker nach; seine Kollegen lachten und somit

war's gut. In einer andern Stadt hätte der modische Jüngling sehr viel Prügel genossen, und die Fiaker wären gewiß viel schlagender als sein Witz gewesen; in Wien aber sind die dienenden Menschen sanftmütig und ertragen alles mit himmlischer Geduld. Sie wissen auch, wie wenig Rechte sie haben.

Und darum solltet ihr wahrlich etwas freundlicher gegen eure dienenden Mitmenschen sein, ihr sonst so guten und lieben Wiener. Laßt Witz und Grobheit gegen andere aus und verfolgt sie mit denselben so lange, bis sie einsehen, daß sie keinen Pfifferling mehr Wert haben, als wir. Aber stumpft nicht das Ehrgefühl derjenigen Menschen ab, bei denen sich Gott rechtfertigen muß, ist er wirklich der gerechte Gott, den wir glauben.

„Fahr'n mer, Euer Gnaden?"

Ja, mein lieber Bruder Fiaker, mein fideles Kerlchen mit dem Gesicht wie lachendes Morgenrot. Fahr'n mer zusammen nach Nußdorf oder nach Meidling, oder wohin du willst, und essen mer und trinken mer zusammen. Ich bezahle heute alles; ich habe eben so viel an dir verdient, daß mer beide recht vergnügt sein können, so vergnügt, wie dein Kaiser und dein Metternich im Leben nicht sind! Fahr'n mer!

Kaffee- und Bierhäuser

Auf die Frage Wo? steht in Wien das Kaffeehaus. Wo spreche ich dich? — Im Kaffeehaus! — Wo werden wir heut' nach Tische sitzen? — Im Kaffeehaus! — Wo hole ich Sie mit dem Fiaker ab? — Im Kaffeehaus! Weiß der Wiener nichts Besseres, sei es Morgen, Mittag, Abend oder Nacht, so trinkt er Kaffee; hat er eine Gardinenpredigt anhören müssen, so trinkt er Kaffee; plagen ihn die Gläubiger, und weht ihn endlich die Langeweile mit ihrem giftigen Odem an, so geht er schnell ins Kaffeehaus, läßt sich ein Glas „Melange" geben, stopft sich ein Meerschaumpfeifchen, plaudert oder liest Journale, spielt Whist oder Billard, Tarock, Piquet, Preference, Schach oder Domino, und die Langeweile mag überall ihre Opfer finden, in Palästen und Hütten, in Theatern und Kirchen, in den Pariser Salons wie in den Berliner ästhetischen Tees; durch die Glastüren eines Wiener Kaffeehauses dringt sie nie!

Jeder Stand hat sein Kaffeehaus; nur die ungeheure Zahl der Nichtstuer bringt eine Melange im kaffeehäuslichen Publikum zuwege. Nicht der Aristokratismus, nicht der Kastengeist sondert die Wiener hier, sondern die Annehmlichkeit, Bekannte, Freunde oder Geistesverwandte zu finden. Du kannst zehnmal vergebens nach

der Wohnung eines Wieners gehen, mit dem du Notwendiges zu sprechen, kennst du aber sein Kaffeehaus, so triffst du ihn sicher.

In jenem findest du Kaufleute, hier Beamte, dort Schriftsteller und Schauspieler, hier Handwerker, dort deutsche Juden und hier griechische und türkische, die aus ihren ultralangen, buntbewickelten, silberverzierten Pfeifen dampfen und Geschäfte untereinander machen. Auch die niedrigsten Klassen des Volkes haben ihre Kaffeehäuser, und in allen wird gespielt, geplaudert, geschmaucht und die Langeweile auf jede Weise ferngehalten.

Der Kaffee ist seit dem Jahre 1683, nach der zweiten Türkenbelagerung, das Lieblingsgetränk der Wiener geworden, und noch zu jeder Stunde des Tages schlürfen sie ihn mit einer Wollust hinunter, als seien sie eben von dem glücklichen Feldzuge gegen die bunten Barbaren heimgekehrt. Das Kipfel, ein wohlschmeckendes Gebäck, wie ein türkischer Säbel geformt, erhöht noch die Illusion, und den Wiener kann die kleinste Illusion glücklich machen. Das wissen die Machthaber und machen ihn ungeheuer glücklich; sie wälzen ihn aus einem Genuß in den andern, bis ihm in einem leichtem Rausche der Himmel voll Geigen hängt. Aber auf dem Lande und in den kleinen Provinzialstädten sieht es oft nicht so heiter aus, da hängt der Himmel nicht voll Geigen, sondern voll Flöten ohne Löcher.

Die Geschichte Wiens erzählt, daß ein Spion namens Kolschützky, ein Pole von Geburt, wegen seiner Verdienste um die Kaiserstadt das erste Kaffeehaus in derselben erhalten habe. Und es läßt sich nicht leugnen, daß man

noch heuer zuweilen an die Geschichte erinnert wird und gewisse Leute bemerkt, die zwar keine Polen sind, auch nicht Kolschützky heißen, aber dennoch Ähnlichkeit mit demselben haben.

Die Kaffeehäuser sind alle zu ebener Erde, reinlich, elegant, komfortabel, mit blitzenden Geschirren und flinker Bedienung. Auf einer Tribüne in der Ecke des größten Saales sitzt eine niedliche Klio und schreibt mit bleiernem Griffel die Geschichte der Tage, d. h. sie kontrolliert die Markóre.

Schon früh morgens beginnt das Leben in ihnen und vor ihnen auf der Straße. Die meisten Junggesellen und Hagestolze stärken sich hier, bevor sie an ihre Geschäfte oder zu anderen Vergnügungen gehen, durch den Trank der Levante. Sie fordern sich eine Pfeife, in welche der Markór einen neuen Federkiel steckt, rufen „Feuer!“ und nehmen die Allgemeine [17]) zur Hand, um zu wissen, was in der Menschen Länder vorgeht. Nachdem dies geschehen, blicken sie auf, rufen diesem oder jenem Freunde ein „Grüß di Gott! Servus!“ zu, tauschen ihre kritischen Meinungen über die gestrigen Vorstellungen der verschiedenen Bühnen, erzählen sich Stadtneuigkeiten und neue Witze, verabreden sich wegen des Nachmittags und sehen endlich nach der Uhr, ob noch Zeit sei, drei Partien Billard zu spielen.

So, ohne besonders laut zu werden, vergehen die Stunden des Vormittags; wenn aber die niedliche Klio auf weißgedecktem Tische Suppe, Gemüse, Mehlspeise und Braten gegessen, dann gewinnt das Kaffeehaus einen andern Charakter; es lärmt und tobt, wirrt und summt, wird lebendig wie ein Ameisenhaufen.

„Zahlen, Markör!“

Wenn die Glocke sechs schlägt, wird es nach und nach stiller. Die meisten Kaffeehausgäste ziehen ihre Röcke wieder an, zahlen das Verzehrte, reichen sich die Hände und gehen in die Theater; ein großer Teil in die Bierhäuser, nur wenige bleiben sitzen und spielen sich satt. Wir gehören zum großen Teil und gehen mitsammen ins Bierhaus.

Die Bier- und Gasthäuser sind durch grüne Tannenreiser bezeichnet, weniger elegant eingerichtet und äußerlich meist so unscheinbar, daß sich ein preußischer Hofrat sicher genieren würde, sie zu besuchen. Wird er aber dennoch bewegt, in die Katakomben der Nüchternheit einzutreten, so fährt er erschrocken zurück, denn zunächst der Türe sitzen in Hemdsärmeln und geflickten Röcken: Fiaker, Hausknechte, Trödler, Bauernweiber usw. „Hier!“ ruft er unwillig und schlägt sich vor die Brust, daß der Rote Adler-Orden vierter Klasse wackelt, „hier unter diesem Gesindel soll ich mit meinem wohlerworbenen Titel und Orden verweilen? Solcher Glanz in dieser niederen Hütte? Nein, beim Zeus und bei allen Verdiensten, die ich um den Staat habe, das kann ich nicht!“

„Aber lieber Herr Hofrat, seien Sie doch gescheit! Glauben Euer Wohlgeboren denn, daß die Wiener Plebejer so roh und ungeschliffen sind wie Ihre Berliner? Euer Wohlgeboren irren sich; der Schnaps hat ihre Seelen noch nicht vergiftet! — Sehen Sie nicht jene feingekleideten Damen dort in der andern Stube; hören Sie nicht ihr lautes Gelächter über die Scherze jener Herren, deren wir uns wahrlich nicht zu schämen brauchen? Seien Sie kein Hofrat, Herr Hofrat, und kommen Sie!“

Noch ist der Besitzer des Roten Adler-Ordens vierter Klasse unschlüssig; da naht ein flinker Kellner, verbeugt sich artig und fragt: „Euer Gnaden befehlen? Wollen S' Ihnen nit setzen, gnädiger Herr?“ und der geschmeichelte Zivilbeamte macht weiter keine Umstände und folgt uns in das andere Zimmer.

Wir setzen uns und nehmen zuerst die Speisenkarte zur Hand. Sie werden bemerken, mein bester Herr Hofrat, daß diese in Wien „Speistarif“ genannt ist; alles, was den Bedürfnissen des Leibes angehört, wird hier großartiger als in Preußen behandelt. In Preußen behandelt man dagegen die Bedürfnisse des Geistes großartiger, einziger Herr Hofrat! Dort ist das Land flach, hier das Wissen. Euer Wohlgeboren lächeln beifällig. O, wie freue ich mich, daß dieser dumme Witz vor Euer Wohlgeboren Ohren Gnade gefunden. Aber, was befehlen Sie? Ist Ihnen vielleicht „Lungenstrudelsuppe“ gefällig, oder wollen Sie „Jungganserl?“ „Böhmische Dalken“ stehen Ihnen auch zu Diensten, ebenso auch „Eszterhazy-Lungenbraten“. Wenn Sie durchaus „Kälbernes“ haben wollen, so muß ich um genaue Angabe bitten: „Hinteres“ oder „Vorderes!“

So reißen doch Euer Wohlgeboren den Mund nicht so weit auf; wir haben ja noch nichts!

Herr Hofrat, vielleicht interessiert Sie ein „Wespennest“, oder essen der Herr Besitzer des Roten Adler-Ordens vierter Klasse lieber einen „Scheiterhaufen“? Ich bitte nur zu sagen, ob Sie „Schöpsernes“ belieben, „kleine Vögerl“, „gebackene Händel“ oder einen „Rostbraten“?

Richtig, Rostbraten! Das ist ein herrliches Gericht, das wird Ihnen trefflich munden. „Ägydius, komm mal her! Bringe uns zwei Rostbraten, aber ja vorzüglich gut! Es ist ein preußischer Hofrat hier, mit einem Roten Adler-Orden vierter Klasse. Mit Zwiebeln und gebratenen Erdäpfeln; von beiden nicht zu wenig, verstehst? Im einzelnen der Rostbraten nicht zu fett, und im ganzen etwas scharf gebraten."

„Befehlen S' Bier oder Wein?"

„Gott bewahre, nur kein Bier! Das Bier ist Deutschlands Fluch; es macht gleichgültig, träge und zuletzt dumm. Herr Hofrat, Sie trinken vielleicht Bier? Königs, Märzen oder Ächtes? Bringe nur Königsbier, Ägyd, und mir bringst a halb Maß Gumpoldskirchner und a frisches Wasser!"

Aber warum ziehen sich denn Euer Wohlgeboren den Rock nicht aus? Ich sehe, Ihnen ist warm geworden. Genieren Sie sich vielleicht der eleganten Damen wegen, die von jenem Tische ihre feurigen Augen strahlen lassen? Mein Gott, Herr Hofrat, die Engel gehen ja ganz splitternackt, und die Wienerinnen sind viel zu gutmütig, viel zu liebenswürdig, um einem Manne irgend etwas übel zu nehmen.

Eine Hausiererin tritt herein und bietet Lose zu einer kleinen Tabaksfeife feil; eine andere zu einem Gemälde; mit beiden wird ein wenig geschertzt. Wenig, aber deutlich. Ein Hausierer hat Bürsten, Zahnpulver, Kämme, kleine Handspiegel, Feuerzeuge, Seife usw., ein anderer quält uns, Hosenträger, Krawatten, seidene Taschentücher und dergleichen zu kaufen. Sie werden alle äußerst grob behandelt und nicht immer mit Unrecht, denn viele von ihnen gehören zur — —

Aber, Herr Hofrat, Sie werden ja blaß! Ängstigen Sie sich vielleicht, daß ich hier ungeniert spreche? O, deshalb beruhigen Sie sich, edle, zärtliche Seele! Die österreichische Regierung glaubt, daß ihre Prinzipien zur Aufrechterhaltung eines so großen Landes und so heterogener Völker die weisesten sind; sie macht auch kein Hehl aus diesen Prinzipien, wie gewisse andere Regierungen, Herr Hofrat! Sie weiß, daß der freidenkende Ausländer vieles an ihr tadeln muß, was er vielleicht bei näherer Kenntnis als notwendig erkennen würde; sie verfolgt ihn deshalb nicht, sie achtet die heiligsten Rechte des Menschen mehr, als sie glauben macht. — Und das heiligste Recht des Menschen ist freie Mitteilung, freier Austausch seiner Ideen. Selbst die feindlichste Meinung gegen Gott ist kein Verbrechen; dergleichen Wahnsinn findet keine Anhänger. Ein kräftiger, gesunder Staat bestraft niemals Meinungen; nur wo wunde Stellen berührt werden, empfindet man Schmerz und rächt sich! — Herr Hofrat, nicht doch, nicht doch! Ermannen Sie sich doch! Sie werden noch viel politisieren hören.

Hier im Bierhause hat der Wiener Ruhe zum Politisieren; hier ist er der echte deutsche Kannegießer. Weder die Musik der Reunionen stört ihn, noch die klappernden Billardkugeln und Dominosteine der Kaffeehäuser; hier rücken sie so nahe zusammen, daß sie ihre Bierkrüge kaum unterscheiden können. Die älteren Leute sind lebendig und trumpfen mit der Hand auf den Tisch, die jüngeren sind ein wenig phlegmatisch; läßt sich aber aus irgendeiner Ecke ein Philister hören, so kann man sich darauf verlassen, daß es ein Böhme oder ein Ausländer ist.

Euer Wohlgeboren können auch hier nicht, wie in Preußen, an den Mienen sehen, welcher Beamte hundert Taler mehr hat; ebensowenig treten jene Offiziere so anmaßend und brutal wie die meisten preußischen auf, die schon fünf Jahre dienen. Hier gibt es auch keine adeligen Laffen, die in jeder öffentlichen Gesellschaft über alles die Nasen rümpfen und ihre schafsköpfigen Bemerkungen machen. Hier ist's, beim Himmel, besser als bei Ihnen, Herr Hofrat, und wenn auch statt der Fidibus hier Holzspäne zum Anzünden der Pfeifen stehen. Man schreibt hier nicht so viel und so frei, wie in Preußen, aber man lebt hier mehr und freier. Die Holzspäne sind unter dem Herde gefunden worden.

Paff!

Das war ein Champagnerpfropfen, der eben knallte. Herr Besitzer des Roten Adler-Ordens vierter Klasse, jetzt wird die Sache für Sie etwas kitzlich. Ich versichere Ihnen, daß die Unterhaltung in wenigen Minuten einen so liberalen Charakter annimmt, wie ihn Euer Wohlgeboren in Rücksicht auf Ihre amtlichen Rücksichten nicht vertragen können. Der heilige Geist des Jahrhunderts entflammt die gefesselten Zungen; die Throne aller Despoten wanken und brechen; den Männern zu England, Spanien und Frankreich, welche die freie Presse aufrechthalten, wird ein jubelndes Vivat gebracht; den Schuften, welche gegen die Freiheit der Völker schreiben, ein Pereat; das Gottesblut, der Champagner, begeistert die Herzen; man umarmt sich brüderlich im Namen der ganzen Welt; des deutschen Mannes schönste Stunde ist gekommen!

Naderer

Soviel falsche Ansichten und Urteile man auch in Deutschland über das geheimnisvolle Österreich laut werden läßt, keine sind so grundfalsch als diejenigen über seine geheime Polizei. Man sollte glauben, hinter jeder Türe stecke solch ein Regierungsvogel, der alles aufschnabelte, was man spräche, und es schnell zum großen Neste trage; man sollte glauben, es wäre in Österreich gefährlich, zu denken und zu fühlen, weil im Gehirne oder im Herzen ein Naderer lauschen könne; man sollte glauben, das Gefängnis sei der Lohn für alle lauten politischen Meinungen, die den Prinzipien der schwarzgelben Regierung zuwiderlaufen.

Ich glaube, daß die Regierung selbst diesen Wahn nicht zerstören will; es ist mehr ihr Grundsatz, die Äußerungen des Zeitgeistes zu vermeiden, als sie zu bestrafen. In gewissen andern Ländern dagegen kokettiert man immerfort mit geistiger Toleranz, täuscht die eigenen Untertanen und raubt ihnen Freiheit und alle Güter des Lebens, sobald sie in die Falle gehen. Man hält den Glauben aufrecht, als hätte man selbst den Weg zur Aufklärung eingeschlagen, und wagen es einzelne aus dem Volke, ermutigt durch diese liberalen Grundsätze, denselben Weg zu betreten, so wirft man sie ins Gefängnis

Ein Wiener Kaffeehaus

oder weiß sie auf andere Weise zu ruinieren! — Österreich ist viel humaner als . . . manche andere Regierung, die keine so schwierige Stellung, keine germanischen, magyarischen, slawischen und italienischen Völker unter einem Zepter hat. Österreich hat seine weitverbreitete geheime Polizei; ich will zugeben, daß diese stets wachsam ist und die geringfügigsten Gegenstände zu Papier bringt, daß sie aber den Leuten Meinungen *entlockt* und diese zu ihrem Verderben gebraucht, ist eine Unwahrheit. Nur wirkliche Verbrecher werden bestraft, was andere Regierungen zu Verbrechen stempeln, verhütet man, oder ist es einmal geschehen, seine Folgen.

Hat man in Norddeutschland Wien genannt, so ist das zweite Wort: Naderer. Man glaubt, die Polizei lege jedem Fremden einen unsichtbaren Strick um den Hals, und sie brauche nur zu ziehen, so wäre man aus der Welt. Und nun kommt man nach Wien, wird auf die freundlichste und artigste Weise von allen höheren Beamten behandelt, findet selbst unter den niederen nur wenige Klötze; hört überall freimütig politisieren, alle Tage neue Bonmots, die Krone und Purpur berühren; findet in allen Familien *verbotene* Bücher, abonniert sich für den Zirkel *verbotener* Journale; sieht alle Leute *verbotenen* Tabak rauchen, wo das Tabakrauchen *verboten* ist; kauft überall Waren, die viel teurer sein müßten, wären sie nicht auf *verbotenem* Wege nach Wien gekommen; trinkt überall *verbotenen* Wein und findet überall *verbotene* Mädchen! Wo ist da geheime Polizei? was tut sie? Selten hört man, daß jemand eine Geldstrafe erduldet hat; die Wiener

ſelbſt zeigen dir hier und dort einen Naderer, aber frägt man, ob ſeit Jahren ein Wiener durch dieſe Naderer inkommodiert iſt, ſo erhält man ein entſchiedenes Nein zur Antwort. Wahrhaftig! Das Herz der öſterreichiſchen Regierung iſt viel beſſer als ihr Geſicht; und wahrhaftig, das iſt bei den meiſten Regierungen nicht der Fall!

Aber wozu ſind denn nun die Naderer in Wien? Still, tretet näher zu mir, legt eure Ohren an meinen Mund, daß die Ohren der Wände keinen Laut vernehmen:

„Ich weiß es nicht!“

Eine Regierung — mitten unter hochgebildeten Nationen, mitten in dem Jahrhundert der Emanzipation der Völker, der Aufklärung, und ſie allein ohne Willen fortzuſchreiten, das hiſtoriſche Recht in der einen, das Kreuz in der andern Hand — eine ſolche Regierung braucht bei vielen Gelegenheiten etwas Enthuſiasmus, etwas Patriotismus, einige tauſend Hurras und Vivats und dergleichen mehr. —

Das Burgtheater

Bevor ich zur Beurteilung dieser Bühne komme, ist es nötig, meine Meinung über die deutsche Bühne im allgemeinen auszusprechen.

Unsere jugendkräftige, tätige Zeit wird auch das Theater nicht übersehen; sie wird die philosophische Diarrhöe der Dichter, das falsche Pathos und die Subjektivität der Schauspieler, die alberne Ängstlichkeit der Regisseure und den nichtswürdigen Schachergeist der Direktionen vertreiben. Das sind freilich pia desideria, aber es wird Frühling werden; die starre Eisdecke fängt schon an zu schmelzen, und bald werden die Bäche murmeln.

Ich muß bei einem so wichtigen Institute, wie das Burgtheater viel umständlicher, detaillierter als in meinen andern Bildern werden; um es richtig darzustellen, muß ich fremde Schauspieler und Dichter vor die Feder fordern. Ich will alten vergilbten und vertrockneten Ansichten und Gesetzen entgegentreten, und, unbekümmert, ob ich im Einzelnen Haß oder Wohlwollen erwecke, neben der Heiligkeit der Kunst auch die Interessen der Gegenwart berücksichtigen. Ich werde loben, ohne Enthusiast zu werden, und Tadel aussprechen, ohne ihn in einen galanten Schleier zu hüllen.

Für den Dutzendmenschen hat freilich keine Frage Wichtigkeit, welche über die Grenze seines Körpers hinaus-

geht, also auch die nachfolgenden nicht. Dem Gebildeten aber, der im einzelnen die Welt sieht, ist nichts ohne Wichtigkeit; er sieht tausend und abermal tausend Begebenheiten an sich vorüberrollen, aber keine große ohne die kleinsten, keine unbedeutende ohne die wichtigsten. Wie kein Sandkorn aus der physischen, weiß er, daß kein Gedanke aus der geistigen Welt kann, und er kombiniert die heterogensten Dinge durch einen einzigen gottseligen Gedanken, durch den Gedanken: es dreht sich alles, alles um das Wohl der Menschheit.

Es fragt sich nun zuerst, was haben wir für Dichter, und sind solche geeignet, das Volk zu bilden und sein Herz für Freiheit, Schönheit und Tugend zu entflammen; ist unser Theater die ästhetische Schule der Nation, ein Spiegel des Lebens, das lebende Denkmal großartiger, tatkräftiger Menschen, die Geißel der Schwachen unserer Zeit?

Um das Nein zu rechtfertigen, mit welchem ich diese Fragen beantworte, muß ich unsere lebenden Geister zitieren.

Zuerst tritt Raupach[18]) auf, jener Raupach, dem die neuere Zeit bereits seinen Lorbeer vom Kopfe gerissen, und den auch ich für einen schlechten, verderblichen Dichter halte, für einen Dichter, dem die Muse nie etwas anderes gewesen als die Kuh, die ihn mit Butter versorgte. Er wohnt in Berlin neben Spontini[19]) auf dem Gensdarmenmarkte. Auf dem Gensdarmenmarkte steht das Schauspielhaus, und auf dem Schauspielhaus der Pegasus.

Es ist viel bezeichnender, daß das Berliner Schauspielhaus auf dem Markte der Gensdarmen, als daß der Pegasus auf dem Berliner Schauspielhause steht.

Aus Raupach hätte eine Größe werden können, aber es ist wenig aus ihm geworden. Ein Schewa, der das Messer schleift, aber nicht dazu kommt, das Herz zu treffen, Fleisch und Blut zu geben. Sein kostbarer Fonds ist vergeudet, weil er ihn bei einem Kaufmanne untergebracht.

Und was ist Raupachs gepriesene Dialektik? Eine fließende Sprache, aber keine schöne; nicht der Schaum macht das Meer, sondern die Tiefe.

Grillparzer ist viel mehr Dichter als Raupach, aber er ist ebenso krank, er leidet ebenfalls an der philosophischen Diarrhöe, und seine Kraft, mit welcher er zuweilen auftritt, ist nicht Fülle der Gesundheit, sondern fieberhafte Anstrengung. Grillparzer ist ein Dichter, er hat Phantasie, Erfindung, Herz und Geist, aber die Gesundheit fehlt ihm, jenes frische Blut, das durch den Shakespeare rollt, jene welterschütternde Wahrheit, die immer mitten ins Herz schießt, ohne uns den Pulverdampf riechen, und die Zuckungen der sterbenden Glieder sehen zu lassen. Grillparzer wäre vielleicht ein gesunder, ein großer Dichter geworden, denn sein Herz ist groß wie der Stephansturm, aber der Stephansturm steht in Wien.

Immermann[20]), Oehlenschläger[21]) und Zedlitz[22]) scheinen leider die Bühne an den Nagel gehängt zu haben, und der geniale Grabbe[23]) ist mit mehreren anderen ein Opfer seiner Zeit und wird erst von der Bühne herab wirken, wenn es wirklich Frühling geworden und statt der einzigen weißen Farbe, womit der absolute Winter die Erde kleidet, tausend und Millionen Farben aufatmen.

Ich verlasse nun die kranke Melpomene und gehe zur traurigen Thalia. Der Wiener Bauernfeld, die sächsische Prinzessin Amalia[24]) und der Berliner Blum[25]) sind die einzigen Dichter, denen die Muse ein freundliches Gesicht zeigt. Holbein[26]) schreibt nicht mehr und Töpfers[27]) letzte Arbeiten sind erbettelte Bühneneffekte, mit welchen er die geistige Blöße verdecken möchte.

Das Lustspiel ist immer an seine Zeit gebunden. Als Lafontaine[28]) alle deutschen Tränendrüsen ausdrückte, kamen Kotzebue und Iffland gerade recht, und schon jetzt kriegt jede gesunde Natur einen Katzenjammer nach ihren Katzenjämmerlichkeiten.

Hier ist nun der Ort, wo Bauernfeld, Amalie von Sachsen und Blum, alle drei nach dem französischen Konversationsstück gebildet, aber doch voll deutscher Seelentiefe, ihre Lorbeeren pflücken. Sie sind die einzigen Dichter der deutschen Bühne, die unsere Zeit in jeder Hinsicht berücksichtigen, uns Menschen, keine Kulissenwesen malen. Freilich sind die politischen Verhältnisse Deutschlands ihrem Geiste ein mächtiger Widerstand, allein Gott blickt durch die kleinste Ritze.

Die Volkspoesie findet später ihr eigenes Kapitel, jetzt treten nur noch drei Gestalten vor meine Feder, die ihre Würdigung und Darstellung verlangen: Karl von Holtei[29]) Deinhardstein[30]) und Charlotte Birch-Pfeiffer[31]).

Ich habe Holtei in Baden bei Wien kennen gelernt; wir gingen zusammen durch das wunderschöne Helenental und drückten uns herzlich die Hand; ich regte

absichtlich alle seine Empfindungen auf und tat einen tiefen Blick in sein Innerstes. Man muß Holtei persönlich kennen lernen, um ihn leicht zu erfassen; aus seinen Werken allein ist es schwierig, fast unmöglich. Es gibt wenige Menschen, die so innerlich zerrissen sind wie Holtei, so zwischen Himmel und Erde schweben, zwischen der reinsten Poesie und der nüchternsten Prosa. Es ist eine tief tragische Natur in der Hanswurstjacke; seine Späße triefen von Blut, seine Natürlichkeit geht auf Stelzen, und sein Ernst schneidet komische Fratzen; die Ironie ist das einzige, was sich in dem Chaos seiner Seele zu gestalten scheint.

Deinhardstein hat eigentlich nur vier Piecen geschrieben, durch welche er sich auf die Höhen der Menschheit gedrängt hat und von seinen Freunden zu den Dichtern gezählt ist: „Maximilians Brautzug", „Der Egoist", „Hans Sachs" und „Garrick in Bristol". Einzelnes Gute in diesen ersteren Produkten soll der Feder des vortrefflichen Schreyvogel[32]) (West) gehören, — namentlich soll der poetische Schuster viel Westliches haben und dieses Gerücht verdient um so eher Glauben, als Garrick in Bristol ein mattes, geistloses Produkt ist und nur durch Ludwig Löwes[33]) meisterhaftes Spiel Reiz erhält. Nichtsdestoweniger hat Deinhardstein ein schönes Talent und er wäre sicher ein Dichter geworden hätte er auch ein schönes Herz.

Tief unter diesen steht die Birch-Pfeiffer, die mit ihren gebirchpfeifferten Romanen in Deutschland umherzieht und ihre Gefühlslappen und Poesielumpen zur Schau hängt. Von dieser großen dramatischen Heuschrecke, welche mit den kleinen dramatischen Heuschrecken An-

gely[34]), Kurländer[35]) usw. die Felder des guten Geschmacks verwüstet, muß man nicht lange sprechen; man muß sie zu vernichten suchen.

In den Residenzen ist die Theaterdirektion eine Hofcharge. Hält es irgend ein Freiherr v. d. nicht unter seiner Würde, sich mit gemeinen Leuten, mit Künstlern, und Künstlerinnen abzugeben, so wird weiter kein Bedenken getragen, ihm das Amt zu geben. Es handelt sich ja nicht um die Kunst, sondern den Lüsten des Hofes und seinen politischen Prinzipien zu huldigen. Der Hofmann wird Intendant, und nun mag es gehen wie es will: er mag die Kunst auf den Hund bringen, die Seele des Volkes vergiften, die Künstler malträtieren, durch seine Kabalen und Albernheiten tausend Kabalen und Albernheiten erwecken, das ist alles gleichgültig!

Das Burgtheater hat einen Nimbus, wie kein anderes in Deutschland. Von allen bedeutenden Bühnen ist sie die einzige, auf der weder die aufregende Musik, noch leichtgeschürzte Tänzerinnen profan zwischen die keuschen Gebilde der Dichtkunst treten; selbst Thalia darf kein gemeines Gesicht schneiden, will sie sich vor den Großen des Reiches sehen lassen. So konzentrieren sich denn alle Kräfte auf die Tragödie und das Konversationsstück; die Schauspieler werden nicht durch die Posse zum Outrieren gewohnt, und es könnte wahrhaft Großes geleistet werden, wäre nicht . . . . . .

. . . . . !

Da haben wir wieder die alte Geschichte!

Diejenigen Herren, welche über das Burgtheater gebieten, mögen achtungswerte und kluge Männer, und

der Herr Regierungsrat Deinhardstein, der den Direktor spielt, mag, wie Maria Stuart, besser als sein Ruf sein; ich will niemand angreifen. Das Übel liegt in den Situationen, in den Gesetzen, das Urübel, wie alle, in der Despotie. Es ist nichts natürlicher, als daß hier die Bühne mit ihrem mächtigen Einflusse auf das Volk als politisches Werkzeug betrachtet und benutzt, und wieder nichts natürlicher, als daß sie auf solche Weise nach und nach ruiniert wird.

Das Burgtheater ist heiliger als Gott. Wer nicht lobt und preist, ist verflucht! Damit sein Nimbus und der geistige Anbau seiner obersten Machthaber nicht zerstört werde, ist Herrn Deinhardstein zugleich die Zensur der Theaterzeitung [36]), des einzigen vielgelesenen Journals in Österreich, übergeben. Herr Deinhardstein hat einmal selber gesagt, daß er Tadel in Lob verwandele, sofern der erstere nur im geringsten das Institut, seine Einrichtungen, seine Taten berührt; und er läßt sogar nur da einen halbversteckten, halbverstohlenen Tadel zu, wo es sich rein um das Interesse der Kunst handelt.

Es gehört zum guten Ton des Wiener Adels, eine Loge im Burgtheater zu haben, und der gute Ton ist die einzige Religion, gegen deren Gesetze die sogenannten hohen Leute nicht sündigen. So sind denn die meisten Logen vermietet, und mancher arme Kavalier, der über ungeheure Summen gebietet, muß oft vier bis fünf Jahre warten, bis ihm der gütige Himmel einen Kasten zuführt, in welchem er sich bequem — langweilen kann.

Nun frage ich, was ist auf den Beifall, auf den Tadel eines solchen Publikums zu geben? Abgesehen

davon, daß ein Publikum überhaupt selten richtig urteilt. Ich will vorläufig nur „Wenig!“ antworten, denn man muß mir das „Nichts!“ zugestehen, sobald man näher in den Geist dieser Menge dringt.

In keiner Stadt der Welt spielt das Theaterpublikum so viel Kabalen und Intriguen, als in Wien; es ist kein Schauspiel auf den Brettern, das sich in dieser Hinsicht mit ihm messen könnte. Hat sich eine Schauspielerin den heißen Wünschen eines Kavaliers geopfert, so wird sie so lange mit Beifall überschüttet, bis sie sich auch andern heißen Wünschen opfert. Dann zischt die Partei des einen, die Partei des andern applaudiert. Hat ein Schauspieler im Gasthause einen Kommis beleidigt, so geht dieser Abends in das Parterre und zischt, und liebt eine Darstellerin ihre Tugend, so wird der Beifall selbst bei ihren größten Kunstgebilden immer geteilt bleiben. Das Theater ist zwar nicht der einzige Raum, wo der Wiener seine Leidenschaften veröffentlicht, aber der bedeutendste. Kabale, wohin man sieht, im Parterre, im Parquet, auf der Gallerie, in den Logen, im Kronenleuchter!

Ich gehe jetzt auf die Bühne selbst und betrachte zuerst ihr Repertoire. Einige wenige Meisterwerke von Schiller, Shakespeare und Goethe werden gegeben, und diese Wenigen durch die Zensur verstümmelt. Kotzebue, Iffland, Koch [37]) und Kurländer sind die Matadore; neben ihnen gehen Grillparzer, Bauernfeld, Frau von Weißenthurn [38]), Lembert [39]) und Deinhardstein. Kurländer und Koch sorgen fortwährend für Neuigkeiten aus dem Französischen und müssen unter den bestehenden Ver-

hältniſſen gerade die fadeſten Produkte der überrheiniſchen dramatiſchen Literatur wählen, denn die dummen Franzoſen wollen ſich noch immer nicht daran gewöhnen, die Intereſſen der Gegenwart unberückſichtigt zu laſſen.

Und nun, nachdem ich mit dem Repertoire, dem Publikum, den Dichtern und der Direktion des Burgtheaters fertig geworden, nehme ich das ſcharfe, kritiſche Schwert und richte auch ſeine Schauſpieler. Gerecht will ich ſein, aber, ich wiederhole es, loben, ohne Enthuſiaſt zu werden (das iſt in Wien etwas Seltenes!), und Tadel ausſprechen, ohne ihn in einen galanten Schleier zu hüllen. Das iſt in Wien etwas Unmögliches. *Wo man frei, offen und kräftig ſpricht, kann nur menſchlicher Irrtum die Sünde ſein; wo man ſich aber windet und kriecht, iſt immer Gift vorhanden.* . . Ich werde, wie die Juden, für alles Geweſene nichts geben, und, wo ich es für notwendig halte, trotz des Geſchreies der Philiſter, auch die Perſon in mein Urteil ziehen; ich werde kurz und bündig ſein und nur diejenigen Künſtler darſtellen, die mich entweder durch ihren Wert oder durch ihren Ruf oder durch beides dazu auffordern.

Zuerſt tritt

Anſchütz[40])

auf. Deutſchland kennt ihn als großen Mimen und herzigen Menſchen, und ich kann ſeine Charakteriſtik kurz machen. Ich ſah ihn oft, dieſen majeſtätiſchen Wallenſtein, dieſen unübertrefflichen Lear; ich ſah dieſen ſtarken Geiſt über die Bühne, dieſen gewichtigen Schauſpieler

über die Straße schreiten, und so oft ich ihn sah, freute ich mich meiner Liebe zur Physiognomik. Etwas Großes mußte Anschütz werden; wäre er kein großer Schauspieler, wäre er ein großer König geworden. Denn diese ruhige Majestät, die ihn wie ein Nimbus umstrahlt, und diese Augen, aus denen Weisheit und Erhabenheit blicken, verraten seine Seele. Glücklicherweise ist er ein großer Schauspieler geworden; deren haben wir sehr wenige.

Anschütz hat einen klaren, forschenden Geist, ein erschütterndes Gefühl. Er steigt in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens und legt die Wahrheit mit gewichtiger Sprache an das deinige. Oft ist diese Sprache zu gewichtig und gibt den Nebendingen mehr als sie bedürfen. Der Eindruck, den sein Spiel hervorbringt, ist nie vorübergehend; ein Gedanke, von ihm ausgesprochen, weckt hundert in dir; eine Gestalt, die er vor deine Augen führt, zieht durch dein Leben und durch deine Träume.

Aber Anschütz darf auch nur mit großen Dichtern umgehen. Hier findet sein Verstand und sein Herz hinreichende Nahrung. Er forscht und forscht in den Riesenwerken des menschlichen Geistes und belauscht den Pulsschlag der Natur, bis er gefunden, was er suchte. Die Gestalten kleiner Dichter dagegen zerdrückt er.

Anschütz gibt seinen Charakteren die größte Wichtigkeit; Löwe die größte Schönheit.

Ludwig Löwe

der liebenswürdigste Schauspieler der deutschen Bühne. Seine glühende Liebe zur Kunst, schöne äußere Mittel,

sein heller Geist, sein inniges Gemüt und sein leichter Humor sind Elemente, mit denen er sowohl die Menge, wie die kunstverständigsten Anschauer entzückt. Seine Gebilde sind die Poesie ihres Seins, ohne der Wahrheit zu entbehren. Sobald Löwe die Bühne betritt, begrüßt ihn jung und alt; und nun erwacht sein Genius, erwärmt mit seinen geistigen Strahlen alle Herzen und jeden Pulsschlag seines Helden fühlen auch wir. Dieses Amalgama von Begeisterung, Schönheit und Wahrheit macht Löwe zum populärsten und liebenswürdigsten Künstler. Er ist eben so verschieden von Seydelmann, wie Schiller von Goethe.

Aber auch Löwes Vielseitigkeit ist bewunderungswürdig. Heute ist er der glühend schöne Romeo, morgen kopiert er als Garrick den schiefen, bepflasterten Johnson und läßt seinen wohltuenden Humor Funken sprühen. Heute geht er als Bonvivant, als feiner Weltmann über die Bühne; morgen ist er das echte deutsche Gemüt, der biedere, treuherzige Lerse in „Götz von Berlichingen“ und übermorgen der Träumer Hamlet.

Korn[41])

gehört unstreitig noch zu den besseren Schauspielern Deuschlands; aber zu denen, welchen die Natur ein großes Talent und nicht das Vermögen gab, dasselbe durch und durch zu bilden. Sein Geist dringt nicht in die Tiefen der Natur, sondern schwimmt auf der Oberfläche; oft sind auch seine Charaktere wahr und schön, aber dann hat seine Individualität und sein mimisches Talent mehr getan, als seine gepriesene Künstlerschaft.

Fichtner[42])

Ein schöner, talentvoller Schauspieler, der richtig denkt und richtig fühlt, und einer der trefflichsten Künstler werden wird, sobald er weiß, daß er Pygmalion ist. Er bitte nicht die Venus, sondern Apollo, seinen Gestalten Leben einzuhauchen. Sie sind alle meisterhaft gedacht und geformt, aber der Puls fehlt ihnen; es sind wunderschöne Statuen, die Fichtner über die Bühne trägt, den Menschen täuschend ähnlich, aber die Wärme fehlt ihnen, das Leben.

Man tut nicht immer gut, wenn man nicht zu viel tut; man kann auch zu wenig tun.

Laroche[43])

In Wien sehr beliebt, aber trotzdem ein Künstler, der selten aus der Mittelmäßigkeit herauskommt. Er ist immer unsicher in seinen Darstellungen, immer schwankend; bald stürmt sein Genius herum und reißt Kulissen, bald liegt er an der Erde und schlägt verweifelnd die Flügel, weil er sich nicht erheben kann. Seine Intriguants sind in diesem Augenblicke so unmenschlich wie die Hyäne, im andern so windelweich, wie ein Lafontainescher Jüngling; er scharrt in dieser Szene den verstorbenen Devrient aus dem Grabe, in der andern kopiert er den vortrefflichen Lemm in Berlin; selten trifft er selbst einmal den Nagel auf den Kopf. Seinen Darstellungen fehlt Harmonie und ohne diese gibt es kein Kunstwerk. Sein Gefühl ist forziert, und seine Komik ebenfalls.

Costenoble[44])

Für chargierte Rollen ein trefflicher Darsteller, doch besitzt er nicht mehr physische Kraft genug, dieselben

harmonisch durchzuführen. Seine Komik ist würzig. Von einer gewissen, singenden Manier weiß er sich nicht frei zu machen. In der Tragödie, in welcher man ihm unbegreiflicherweise die gemütlichen Rollen erteilt, artet diese Manier aus und wird widerlich.

Herzfeld[45])

Diesen Schauspieler nenne ich nur, weil auch er unter dem Publikum zahlreiche Freunde hat. Er spielt Bonvivants, Liebhaber und dergleichen mehr. Seine Laune besteht in Bocksprüngen, die er mit der Sprache macht, und wo Gemüt erforderlich, wird er geziert-sentimental.

Lucas[46])

Diesem jungen, talentvollen Künstler wird wenig Gelegenheit gegeben, seine physischen und psychischen Mittel zu entfalten.

Heurteur[47])

war früher der Held des Theaters an der Wien und wird dort noch jetzt, nachdem er vielleicht zehn bis zwölf Jahre an der Burg ist, seines ausgezeichneten Spieles wegen hervorgerufen. Das hohe Publikum draußen bleibt bei seinem Heurteur, wenn es entzückt wird, gleichviel ob Herr Kunst oder ein anderer Kulissenreißer schreit und wütet.

Antonie Fournier[48])

Prototyp der zartesten Weiblichkeit, die wir schmerzlich bei den bedeutenden Künstlerinnen Deutschlands vermissen, gehört unstreitig zu diesen, so sehr sich auch neidische Parteien gegen sie erheben mögen.

Ihr reger Geist, ihr vielseitiges Talent, tiefsinniges Gemüt, lieblicher Humor, ihre Schönheit und ihr glockenreines Organ, haben sie freilich berechtigt, eine größere Künstlerin zu werden, als sie wirklich ist; aber sie hat noch Zeit, rastlos fortzuschreiten auf dem Blumen- und Dornenpfade der Kunst. Seitdem der Tod die schönste Lilie entblätterte, uns jene unvergeßliche Sophie Müller[49]) mit ihren Wundergebilden entriß und in die kalte Erde legte, seitdem ist Antonie Fournier das einzige, schöne Weib unter den bedeutenden Künstlerinnen auf unserer Bühne.

Demoiselle Müller[50])

Diese Schauspielerin, fast ausschließlich in den feineren Konversationsstücken beschäftigt, wird in Wien, besonders vom hohen Adel, der sie in seine geselligen Zirkel führt, beinahe vergöttert. In dieser vornehmen Welt lernte sie den sogenannten feinen Ton, der besser die dekorierte Leerheit heißen könnte, und wurde die Repräsentantin desselben.

Demoiselle Pistor[51])

Für das bürgerliche Schau- und Trauerspiel eine treffliche Darstellerin. Immer natürlich, ohne herausgequälte Empfindung, ohne forzierte Naivität. Sie weiß, daß das Herz auch ohne Ach! und Oh! spricht, und Wahrheit schwebt um alle ihre Gestalten.

Demoiselle Peche[52])

A. W. von Schlegel trägt die Schuld, daß diese Schauspielerin einen Ruf bekommen, den sie nicht verdient. Sie war damals ein junges, hübsches Mädchen, und als

Therese Peche

er ihr die Julie einstudierte, fuhren dem kritischen Dichter einige Romeo'sche Gedanken durch den Kopf. Ob sie sich realisierten, weiß ich nicht; genug, er schrieb der niedlichen Freundlichen den bekannten Paß, mit welchem sie ungehindert in den Tempel des Ruhmes gelangte. Aber ich gehöre zur kritischen Polizei und erkläre den Paß für falsch.

Madame Fichtner[53])

Schönheit, Anmut, Grazie und ein schalkhafter Humor, der nie die Grenzen der Weiblichkeit vergißt, machen diese Schauspielerin zu einer höchst liebenswürdigen Erscheinung.

Madame Löwe[54])

Für Anstandsdamen und edle Mütter eine talentvolle Schauspielerin, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihr Fach in Deutschland sehr schlecht bestellt ist. Woher kommt das? Wir haben doch so viel Anstandsdamen in Deutschland; und an edlen Müttern fehlts auch nicht!

Madame Anschütz[55])

Wenig beschäftigt, aber nicht wenig leistend. Es gilt fast dasselbe von ihr, was ich von Olle. Pistor sagte, nur ist sie muntrer und lebensfroher als diese. Daher eine gern gesehene Erscheinung in Partien, die solche Innerlichkeit erfordern.

Demoiselle Wildauer[56])

Eine hübsche, jugendliche Anfängerin, die zu großen Hoffnungen berechtigt und deren Namen ich deshalb nicht übergehen will.

Neuerdings sind noch zwei große Künstlerinnen für das Burgtheater gewonnen: Madame Schröder[57]) und Madame Rettich. Vervollständigte nun die Intendanz auch das männliche Personale; erlaubte sie, daß die Kritik statt der Lethargie Eifer und Leben in das Haus brächte, und ließe sie die Meisterwerke der Dichtkunst unverstümmelt erscheinen, so würde die Burg wirklich in kurzer Zeit alle andern Bühnen überstrahlen. Wo aber ist der Schreivogel, der seine Flügel hebt?

Dritter Traum

Es war Nacht, finstere Nacht. Ich ging gedankenvoll durch eine hohe Burg; um die hohe Burg kreisten Adler und Eulen.

Die Riegel sprangen vor mir auf, ich schaute in alle Gemächer. Überall herrschte Todesstille; nur in der Küche war es noch lebendig.

Die Töpfe und die Schüsseln kannegießerten, die Mehlspeisen fluchten über England und Frankreich, die Bratenreste sprachen von Pension.

Und am Ende des finsteren Ganges stand eine weiße Gestalt, die erhob ihre Hand und winkte mir, ihr zu folgen.

Und als sie sich bewegte, hörte ich Kettengerassel, und es schauerte mir durch die Glieder wie ein kalter Wind.

Und jedes Haar sträubte sich vor Entsetzen, denn der Geist stand still, holte aus tiefer Brust Atem und seufzte wie ein Sterbender.

Und ich sah eine große Bühne, auf welcher die Bildsäulen Schillers, Shakespeares und Goethes standen, und hörte folgende Worte:

Schiller:

Nein, länger trag' ich nicht die Schmach!
Es ruft

Der Gott in mir mich selbst zur Rache auf!
Welch Staubgeborner steht so hoch, daß er
Die frevle Hand an mich zu legen wagte,
Nicht zitternd vor dem Fluch des Genius,
Der mich begeistert für mein deutsches Volk?
Wo schläft dies Volk, für das ich sang? Hab' ich
Den Tell erweckt, den kräft'gen Sohn der Schweiz,
Den freien Mann auf seinen freien Bergen,
Daß er vermod're in der Gruft? Rief ich
Den Wallenstein, daß jeder glatte Wurm
Der Politik an seinem Leichnam zehre?

Goethe:

Mein Freund, du mußt die Zeiten nehmen wie sie sind;
Man kann im Winter keine Rosen brechen!
Ist jetzt der treue Kettenhund noch blind,
Den du das Volk genannt, und schläft in Ruh,
So braucht man wohl ein Säkulum dazu,
Zu wecken ihn und seinen Star zu stechen!
Zu schnelles Licht tut nicht dem Auge wohl,
Man muß erst mit der Sonne kokettieren;
Kurz, klingt es dir prosaisch auch und hohl,
Der Mensch muß niemals die Geduld verlieren!

Shakespeare (hält sich die Nase zu):

Wundert Euch nicht, daß ich mir die Nase zuhalte. Ich hätte mir gern die Ohren zugehalten, wenn's nicht zu auffallend wäre. Riecht Ihr nichts?

Goethe:

Nein.

Shakespeare:

Es stinkt hier nach einem Minister! (Zu Goethe.) Sagt mir doch, guter Freund, könnt Ihr pfeifen?

Goethe:

O ja!

Shakespeare:

So pfeift einmal!

Goethe:

Aber wozu?

Shakespeare:

Ich bitt' Euch, pfeift!

Goethe (pfeift).

Shakespeare:

Noch einmal!

Goethe (pfeift wieder).

Shakespeare:

Nun noch einmal.

Goethe (pfeift wieder).

Shakespeare:

Nun noch einmal!

Goethe (unwillig):

Aber ich dächte, ich hätte nun genug gepfiffen. Kommt zur Pointe!

Shakespeare:

Ich bitt' Euch, pfeift noch ein einziges Mal!

Goethe (pfeift).

Shakespeare:

Nun noch einmal!

Goethe (zornig):

Daß ich ein Narr wäre, oder Ihr mich dazu machen könntet! Ich pfeife nicht mehr!

Shakespeare:

Da habt Ihr den Menschen, der niemals die Geduld verlieren muß. Ich hätt' Euch pfeifen lassen, solange Kraft in Euch gewesen, den Mund zu spitzen.

Hier, wo der Traum interessant werden konnte, erwachte ich.

Das Kärntnertor-Theater

An der Spitze dieser Bühne steht ein kleiner, hagerer Mann, aber an Charakterfestigkeit ein Riese; schlicht gekleidet, reich wie Krösus, klug wie Talleyrand; immer artig, selbst wenn er im Fleische wühlt. Seine scharfen, prüfenden Augen maskiert Sanftmut und Milde. Es ist Duport. Noch vor wenigen Jahren war er der beste Tänzer Europas, und obgleich er die Bühne kaum mit seinen Füßen berührte, hat er sie doch von Grund aus kennen gelernt. Er sprach zu sich selbst: die Wiener sind so und nicht anders, die Zensur ist so und nicht anders; du wirst den Wienern geben, was der Wiener, der Zensur, was der Zensur ist, und dir — so viel wie möglich nehmen.

Ob die Verhältnisse die Lethargie entschuldigen, welche sich unter Duports Direktion über Oper und Ballett verbreitete, will ich hier nicht genau untersuchen, nur so viel darf ich sagen, daß Duport die Interessen der Kunst weniger heilig als andere sind, daß er aber, was Klugheit, Energie und Tätigkeit betrifft, unstreitig der erste Theaterdirektor in Deutschland ist.

Das Orchester, von den talentvollen Komponisten W. Telle,[58]) den Herren Reuling[59]) und Lachner II.[60]) dirigiert, zählt treffliche Künstler, wie May-

seder,[61]) Lewy[62]) u. a., aber von künstlerischem Eifer war es eben so selten wie Oper und Ballett beseelt. Ich charakterisiere hier einige der berühmten Mitglieder und solche, die des Rufes verdienen.

Wild[63])

Ich leugne nicht, daß Wild Großes leisten kann, aber immer nur mit aller Anstrengung großartiger Mittel, und da diese Mittel schon halb gestorben sind, so leistet er nur noch Halbes; ich nenne ihn den Spontini der deutschen Sänger. Allerdings ergreift sein titanischer Gesang deine Seele, aber nicht wie Binders Gesang, es ist kein Zephyr, der die Blumen aus ihrem Schlummer erwachen macht; es ist kein stiller, träumender See, dessen Wogen wunderbare Geschichten flüstern; Wilds Gesang erschüttert deine Seele; er ist ein Sturm von Wohllauten, ein Meer, das Felsen bespült. Gott wird sicher, wenn beide in den Himmel gekommen sind, den Binder für die Guten, Wild für die Bösen singen lassen.

Binder[64])

Was musikalische Bildung betrifft, darf sich kein deutscher Sänger mit ihm messen. Seine Stimme ist melodiös, in der Höhe süß wie Liebesküsse. Auf ihn übt das Fabriksmäßige dieser Bühne den größten Einfluß, wie auf jeden geistreichen, tiefdenkenden Menschen. Er verfällt in einen Mißmut, und wie seine Seele ist seine Kehle. Binder singt immer schön, wenn seine Seele nicht belegt ist, aber in Österreich sind alle großen und edlen Seelen oft lange Zeit belegt.

Breiting[65])

Breitings Stimme ist zehnmal schöner als sein Gesang. Er singt manches meisterhaft, aber immer nur manches; seinem Vortrage fehlt die harmonische Rundung, er schwingt sich nicht in den Charakter der Musik und ist daher nur in solchen Kompositionen ausgezeichnet, die selbst keinen Charakter haben, wie z. B. „Robert der Teufel". Ich glaube überhaupt, daß Meyerbeer keine schlechte Parallele für ihn ist.

Cramolini[66])

Eine anmutige, immer willkommene Erscheinung auf der Bühne, die durch Schönheit, Talent und leichten Humor fesselt; ein echt deutsches Gemüt mit italienischem Namen und rabenschwarzen Locken. Er ist eigentlich mehr Schauspieler als Sänger, aber er amalgamiert Spiel und Gesang so innig, daß man eines über das andere vergißt, weil beide Wahrheit atmen. Sein Gesang spielt zugleich, sein Spiel singt. Dem Großartigen ist er weniger gewachsen, als dem Gemütlichen, Tändelnden, Kosenden: ich möchte ihn mit Nikole Isouard vergleichen.

Staudigl[67])

Staudigl ist eine Baß-Nachtigall. Sein Gesang atmet dichterische Glut und tiefes Gemüt, er schlägt an das Herz und fesselt durch geheimen Zauber. Er ist einer von den wenigen Sängern Wiens, denen die wahre Kunst heilig geblieben; die trotz des Jubels, mit welchem die Italiener begrüßt wurden, standhaft auf dem rechten Weg blieben. Die meisten italienischen Sänger spülen sich den Mund mit Koloraturen aus, und statt das Herz

zu ergreifen, greifen sie unter die Brust und kitzeln. Staudigl blieb ein deutscher Sänger, dem es um Wahrheit und Schönheit zu tun, nicht um Sinnenreiz.

Dlle. Löwe[68])

Wann dich ein glühend-schönes Auge, eine Darstellung voll Leben und ein süß-lockender Gesang in der Oper des Kärntnertor-Theaters anspricht oder entzückt, so brauchst du nicht nach dem Zettel zu sehen: es ist Dlle. Löwe. Entzückt dich aber ein zarter, weiblicher Humor, ein Spiel voll Grazie und Natürlichkeit, ein seelenvoller Gesang und ein Auge, aus dem Herz und Geist spricht, so ist es Dlle. Henkel.[69])

Madame Ernst[70])

Eine dramatische Sängerin ersten Ranges, deren Stimme es aber an Jugendfrische fehlt. Man könnte von ihr auf gut wienerisch sagen: sie hat viel z'viel G'fühl, wenigstens sieht man ihre Anstrengung, und das ist nichts Angenehmes. Für jugendliche Partien nimmt ihr Äußeres zu viel Raum ein.

Ich könnte hier freilich noch vieler Künstler und Künstlerinnen einzeln erwähnen, da aber die ganze Oper sehr bald in italienische Hände geraten wird, so habe ich nur diejenigen Mitglieder genannt, welche sich wahrscheinlich nicht nach allen Winden zerstreuen.

Während meiner Anwesenheit wurde in Wien auf nichts so sehr geschimpft, als auf Duport; viele Menschen wurden glühend rot, wenn sie nur den Namen dieses kleinen, energischen Direktors nennen hörten. „Fünfundsiebzigtausend Gulden Münz bekommt er von dem Kaiser!“

schrien sie, „zahlt keine Miete, hat ein Publikum, das nur von der Musik zu leben scheint, und dennoch bringt dieser — hier folgte eine Masse von Verbalinjurien — keine neuen Opern, sondern füttert uns mit der Norma, dem Freischütz, der Zauberflöte, mit dem Don Juan und dem Fidelio, dem Oberon, mit dem teuflischen Robert, mit dem Diavolo, der Stummen von Portici und seinen alten schlechtbesetzten Balletts, daß wir uns erbrechen möchten."

Und obgleich Duport dieses Geschimpfe Tag und Nacht hörte, stand er dennoch ruhig, ohne eine Miene zu bewegen, oben in seinem kleinen Bureau, war freundlich zu jedermann, der sich ihm nahte, und dirigierte seine fünfhundert Personen mit einer Weisheit und Ordnung, die selbst den bittersten Feinden Achtung vor seinem Geiste einflößten. Der kleine, hagere Millionär sah in seinem grauleinenen Überrock so ärmlich und so kummervoll aus, als müsse er morgen Bankerott machen, und kam ein Fremder und unterhielt sich mit ihm über die Oper, so legte sich sein Gesicht in Falten, und das französische Männchen klagte und berechnete, wieviel Geld es dabei zusetzen müsse. Machte man ihm Einwendungen, so erzählte es von fünfzehn bis zwanzig Individuen, denen es Gehalt gäbe, die er unterrichten, ausbilden ließe und vielleicht des Jahres einmal benutze; es erzählte von der Grippe, die ihm über zweihundert Mitglieder des Theaters auf das Bett geworfen, und von den paar Leuten im Auditorium, die es durch Freibilletts hineinlocken mußte. „Ja, ja!" fügte es hinzu, „ich haben schlechten Zeiten, sehr schlechten Zeit! Und geben ich deutsche Oper, so kommen

kein Mann, und wollen ich neue französische geben haben ich viele Umstände mit die Zensur, und geben ich italienische, so schimpfen Publikum, daß meine Künstler keine Italiener sein kann." Dann lächelte das französische Millionärchen, war sehr höflich und geleitete den Fremden bis zur Treppe.

Daß die obigen Facta richtig sind, welche Duport erzählte, hörte ich, soweit ich mich erkundigte, bestätigen; daß der Sinn für deutsche Musik bei dem größten Teile des Wiener Publikums erloschen, hat ebenfalls seine Richtigkeit; daß die Zensur viele Opern gar nicht erlaubt, andere auf das furchtbarste verstümmelt, habe ich selbst gesehen, und daß viele Wiener die berühmtesten Sänger Duports für unbedeutend gegen die unbedeutendsten italienischen Sänger halten, habe ich ebenfalls und leider nur zu oft hören müssen. Eine Zeit der Wonne war es, als Duport auf drei Monate eine italienische Operngesellschaft engagiert hatte, und diese mit ihrer Unnatur die Meisterwerke Bellinis,[71]) die ewigen Donizettis,[72]) die ruhmgekrönten Riccis[73]) und noch einige andere glorreiche dieser Nis und Tis und Cis aufführten. Da wurde sogar Straußi und Lanneri vergessen, man sprach nur von „La Sonnambula," Melodramma in due atti da Felice Romani; la musica del Sigr. Maestro Vincenzo Bellini; man schwärmte, wenn man von der Tragedia lirica Anna Bolena hörte, von des Gaetano Donizetti L'Elisir d'amore, man umarmte sich vor Wonne bei dem Terzetto dell'opera comica Un' aventura di Scaramuccia. „Che fai qui con quest'arnesse" Musica del Maestro Sigr. Luigi Ricci.

Eins der größten Verdienste Duports aber war die Energie, mit welcher er die überall grassierenden Theaterkabalen und Intrigen unterdrückte und es so weit brachte, daß alle seine Mitglieder in Ruhe und Frieden lebten, wenn es nötig war, mehr als zwanzigmal des Monats sangen, und weder um große Partien noch um Beifall neidisch waren. Trat eine Sängerin wütenden Antlitzes zu ihm ins Zimmer und erklärte ihm, daß sie ihre Partie bis zum bezeichneten Tage nicht singen könne, so sagte er: „Jawohl, jawohl, meine Liebe, greifen Ihnen diese Rolle zu sehr an, schonen Sie sich, werde ich sie singen lassen von einer andern.“ Dieses Mittel verfehlte niemals seinen Zweck und Duport ließ jede bedeutende Partie einer Oper von zwei Mitgliedern einstudieren, damit jede Störung vermieden werde.

Volkstheater und Volkspoesie

Ich gehe zuerst zum Kärntnertor hinaus. Die Wien mit ihrem stinkenden Atem verpestet die physische, ihr Theater die geistige Luft. Wenn Gemeinheit und die elendeste Possenreißerei ein Volkstheater machen, so erfüllt diese Bühne ihren Zweck vollkommen. Sie sollte das Schöne populär machen, aber sie machte das Gemeine, das Unschöne, die Nichtswürdigkeit populär. Der Direktor Karl sitzt auf dem Throne, streicht die Einnahmen ein, baut sich Häuser und verpestet die Seele des Volkes.

Raimund, Österreichs genialster Dichter, hat sich zurückgezogen von diesem eleganten und großartigen Stalle. Ich bezeichne mit diesem Worte nur die geistige Richtung dieser Bühne und will ihre Mitglieder nicht beleidigen; aber für die geistige Richtung finde ich eben kein besseres Wort und darum brauche ich's.

Nachdem Hunde, Affen, Bären, Pferde, Seiltänzer und andere Tiere kein Publikum mehr hineinziehen wollten, suchte Herr Karl alte Ritterstücke aus dem Staube der Bibliothek hervor; ließ sie noch mehr verhunzen als sie an und für sich verhunzt waren, gab ihnen einen neuen Titel und ließ sie über die Bühne laufen. Er weiß, daß ihre Albernheit in jetziger Zeit nicht mehr ansprechen kann; er weiß, daß jedes einzelne ausgepfiffen wird, aber jedes

einzelne macht zum mindesten ein volles Haus, und das ist ihm genug.

Nestroy bringt zwar zuweilen eine dramatische Arbeit, die ein besseres Ansehen hat; aber sein Talent ist auch nichts mehr als eine kleine Blume auf einem großen Misthaufen. Man muß Wüsten voll Trivialitäten durchwandern, bis man zu einer Oase gelangt, und auch auf dieser sind Witz und Poesie schon ziemlich verdorrt. Nestroy ist kein Volksdichter, sondern ein Pöbeldichter. Es gibt Leute, die man für witzig hält, weil sie viel mit reisenden Handwerksburschen umgegangen sind; zu diesen gehört jener Held des stinkenden Theaters an der stinkenden Wien. Sein Witz ist keine geistige Erfindung, keine angeborene Eigenschaft seines Geistes, sondern spekulativ, gemacht; alle seine Scherze haben eine stereotype Form, und sie mußten auch ohne die Gemeinheit dieser Form aneckeln. Suchen wir nun aber gar nach dem Gemüt, nach dieser Conditio sine qua non eines Volksdichters, so finden wir eine Leere, vor der uns Schauder überfällt, ein Grauen, daß dieser Mensch Einfluß auf die Bildung des Volkes hat.

Wie anders dagegen ist Raimund, jener trübsinnige Mann, der langsam den Prater hinunterwandelt! Seine dramatischen Gemälde sind zwar skizzenhaft, ohne künstlerische Form, aber jeder Strich ist Poesie, jede Farbe ist die frische, wohltuende eines weltumfassenden Gemütes, eines schönen Herzens. Man hat ihm vielfach vorgeworfen, daß er die Allegorie in die Volksseele gebracht, aber nicht ihm, nur seinen faden Nachahmern gehört dieser Vorwurf. Je kindlicher ein Volk ist, je mehr müssen seine

Dichter durch das Sinnbildliche Verstand und Herz anregen; sobald eine Atmosphäre philosophisch geworden, verliert sich der Reiz dafür von selbst. Das österreichische Volk ist aber noch ein kindliches, und Raimund ist sein einziger Dichter.

Da treten die Geister Bäuerle, Meisl[74]), Gleich[75]) usw. auf und fordern Rechenschaft über diesen harten Ausspruch. Kommt her; setzt euch zu mir! „Ich bin euch herzlich gut, aber i kann halt nit anders.“ Ich habe manchmal über euch gelacht und gestehe, daß ihr's trefflich verstanden, Spaß zu machen, und daß ein Spaß viel wert ist in trüber Zeit. Aber gesteht mir nun auch, daß es euch niemals um etwas anderes zu tun gewesen als guten Spaß zu machen.

Das einzige Theater Wiens, das Raimund noch für würdig hält, seine Dichtungen ins Leben treten zu lassen, ist in der Leopoldstadt, und diese Bühne ist auch überhaupt die einzige, auf welcher sich ein Volksleben zeigt. Arlequin und Colombine girren hier zärtlich, und der zauberische Maschinenmeister führt sie endlich ans Ziel, so viel auch der dumme, langärmige Pierrot und der trippelnde Pantalon dagegen haben. Ich habe mich oft sattgelacht über diesen Pierrot, dem so tausendfältige Schikanen gespielt werden; wenn er so dastand und sich mit großen Augen und noch größerem Maule über eine schallende Maulschelle wunderte, die ihm von unsichtbarer Hand wurde, oder wenn er mit der Nase gegen eine Mauer rannte, daß man glaubte, er müsse sich den Kopf zersprengen. Mit diesen Pantomimen wechseln nun die Volksdichtungen mit ihren gemütlichen Liedern und treff-

Der Michaelerplatz und das Burgtheater

lichen Späßen, bunte neckische Gestalten tauchen auf, und nicht selten würzt tiefe Lebensweisheit das heitere Mahl. Als den talentvollsten Jünger Raimunds nenne ich Reiberstorfer[76]) und ermahne ihn, sich nicht von der Sucht fortreißen zu lassen, vieles zu schreiben, sondern seine poetischen Kräfte zu konzentrieren. Unter den Komikern dieser Bühne steht der bekannte Hausmann[77]) obenan.

Wie traurig sieht es dagegen an der Wien aus. An der Wien, wo Nestroy und Scholz[78]) die beiden Säulen sind, die das Theater halten; ohne welche es in sein Nichts zusammenfiele. Das Publikum liebt sie, denn sie sind seine Kinder; es hat sie erzogen. Späße, Verzerrungen, Karikaturen, die einmal gefallen haben, müssen sie immer wieder bringen; sie müssen immer Nestroy und Scholz sein, wenn sie gefallen wollen; würden sie einmal das sein, was sie darzustellen haben, so fielen sie in Ungnade. So sind sie denn komische Possenreißer, aber keine Komiker; sie vermögen nicht zu charakterisieren, sondern sie persiflieren jeden Charakter; sie erwecken oft schallendes Gelächter, aber Künstler sind sie nicht. Damit nun aber auch von Kunst[79]) in diesem Theater die Rede sein kann, so hat man den Schauspieler dieses Namens engagiert und gibt zuweilen klassische Stücke, und zwar so klassisch und schlecht, daß man nicht weiß, soll man wütend werden oder lachen. Kunst leistet oft Vorzügliches in Rollen, die ihm von Meistern einstudiert werden; seine schönen äußeren Mittel unterstützen ihn, aber sein Geist ist nicht größer als eine Erbse und in neuen, selbstgeschaffenen Partien ist er einer der widerlichsten Kulissenreißer.

Es ist unglaublich, wie weit die Unverschämtheit der Direktion dieser Bühne geht; sie müßte schon kurz und klein geschlagen sein, wäre das Publikum nicht so unendlich nachsichtig. Was die menschliche Dummheit nur Dummes und Abgeschmacktes ersinnen kann, wird hier mit einer Frechheit zur Anschauung gebracht, die längst alle Gebildeten empört hat. Selbst die Wiener Zensur kann die Wut nicht mehr zurückhalten, die aus allen Federn der Kritik über diese Bühne fließt, die sich ins Fäustchen lacht und die guten Wiener für ihr schweres Geld von Tag zu Tag mehr foppt. Ich habe ein Lustspiel auf diesem Theater gesehen, keine Parodie, in welchem der Liebhaber zum Schlusse, nachdem er durch die albernsten und langweiligsten Intriguen nicht zum Besitze seiner Geliebten kommen konnte, dem Vater derselben eine Pistole vor die Brust hielt und ihn zu erschießen drohte, wenn er nicht augenblicklich seine Bewilligung gäbe! Warum er dieses wirksame Mittel nicht gleich im ersten Akte ergriff und die Zuschauer dadurch von den Qualen der übrigen Akte befreite, ist ein Rätsel; warum der Vater ihn später nicht zur Türe hinauswerfen ließ, ein noch größeres; doch, alle die Dummheiten und Gemeinheiten dieser Bühne zu beschreiben, ist eine eckelerregende Arbeit, die ich hier mit Freuden beendige.

Das Josefstädter Theater hat gar keine Eigentümlichkeit als die, daß es fortwährend bankerott ist. Es gibt Opern schlecht, Balletts schlecht, Pantomimen schlecht, Lustspiele, Singspiele und Schauspiele aber höchst mittelmäßig; die letzteren unter der Leitung Holteis, die Opern

unter des braven Komponisten Konradin Kreutzers[80]). Der einzige Darsteller, welcher noch manche Bänke füllt, ist der beliebte und tüchtige Komiker Rott[81]).

Ich habe nun noch über die Parodie zu sprechen, welche auf den drei benannten Volkstheatern eine große Rolle spielt und in Deutschland fast ausschließliches Eigentum der Wiener ist.

Soll die Parodie überhaupt Wert haben, so muß sie von bedeutenden Geistern herrühren, denn gewöhnliche Menschen parodieren immer schlecht. In Wien ist kein einziger Aristophanes, vielleicht aus dem Grunde, weil Österreich kein Griechenland ist. Was dort von dieser Gattung zum Vorschein kommt, ist witz- und geistloses Zeug, ohne alle Persiflage auf die Übertreibungen, Ausschweifungen und übrigen Mängel des ernsten Originals; man parodiert nur, insofern man die Namen parodiert und einige Späße hineinlegt, die in höchst geringer Beziehung mit dem Erhabenen stehen, das man auf solche Weise verunglimpft. Nestroys Parodien sind noch die besten, und in diesem allgemeinen Urteile liegt das verdammende für alle übrigen.

Es ist wohl die Aufgabe der Kritik, allen Parodien entgegen zu arbeiten, denn immer nur werden sich gemeine Geister mit ihr beschäftigen, wie es nur Fliegen sind, die am liebsten glänzende Gegenstände beschmutzen. Das Volk wird auf einige Augenblicke belustigt, aber mit leerer Seele geht es hinaus und gewöhnt sich nach und nach, alles Große und Erhabene in den Staub zu ziehen, statt sich selbst zu erheben und das Kleinste zu bedeutsamen.

Hoffentlich wird sich aber das Parodieren, wie überhaupt das seichte, leere erfindungslose Treiben in der Literatur in sich zerstören; es ist die Zeit des Ernstes herangekommen, und selbst der Witz und die Satire, sind sie ohne philosophische Tiefe, werden spurlos vorübergehen.

Der Gang durch St. Stephan

Es war im vergangenen Sommer sehr heiß in Wien. So oft mich mein Weg über den Stephansplatz führte, ging ich durch die erhabene Kirche, durch das Ecce homo! der Wiener, um mich auf einige Minuten abzukühlen. Aus dem muntern Leben, aus dem tollen Wirrwarr trat ich in die stille Welt des Glaubens, in die Zufluchtsstätte frommer Gemüter, in die schwarzen Schatten der Priesterhalle. Das innere dieser uralten Kathedrale ist ernst und feierlich, so ernst und feierlich, als hätte sich die graue Vorwelt verkörpert, als lauschten in allen Ecken bleiche Geister und klagten über den Hohn des jetzigen Jahrhunderts. Die Wände sind dunkel und schauerlich, nur in der Gegend des Hochaltars belebt von bunten Farben, welche das Sonnenlicht durch die Glasmalerei wirft. Überall blutende Heilige und Gemälde des Schmerzes und der Verzweiflung. Das Schiff der Kirche wird von riesigen Säulen getragen, deren Knäufe sich wie in endlose Höhe verlieren und den Blick betäuben. Ein wunderbares, erschütterndes Gefühl gewährt es, in diese Höhe hinaufzuschauen, während die Orgel ihre majestätischen Töne durch die seufzenden Hallen brausen läßt. Man sieht und starrt und wird von heiliger Scheu ergriffen, denn die Töne scheinen sich oben zu versteinern, und die steinernen Bilder scheinen Formen und Ausdruck zu ge-

winnen, die Heiligen und die grauen, kalten Helden singen.

Männer und Weiber verrichten ihr Gebet vor der Jungfrau Maria, die den Stifter unserer Religion geboren hat; einige liegen auf den Knien, andere stehen andächtig mit gefalteten Händen, die anhaltend Frommen sitzen auf den Bänken. Eines Tages mußte auch ich beten, wollte ich mich hier aufhalten. Ich faltete also meine Hände und betete:

„Heiliger Geist des Weltalls, der uns aus jedem Sterne anlächelt, aus jeder Blume anweht, aus jedem Gedanken anspricht, ich lasse dir deinen Namen: Gott.

Über uns alle komme dein Reich. Überstrahle mit deinem Lichte auch die betörten Brüder, damit sie ferner nicht auf das Wort deiner Feinde hören, die dich und deine Güte lästern. Auf daß sie sich alle in Liebe umfassen und nicht vor deinem Zorne fürchten, wenn sie die Freuden dieser Welt genießen.

Überstrahle sie mit deinem Lichte, damit sie unsere heiligen Dichter anbeten, die dich verstehen lehren, Geist des Weltalls, und deine Größe offenbaren.

Dein Wille geschehe, denn es ist der unsere; du lebst in uns, im Himmel und auf der Erde.

Unser Brot und unsere Freuden lass' uns verdienen; mache uns geistig stark, uns selbst zu beherrschen, damit wir der Herrscher entbehren können.

Schenke uns Freiheit! Erlöse uns von dem Übel der Knechtschaft, die dich selber unterdrückt, denn dein und unser ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit in Ewigkeit!"

Zensur

Ich saß im Winkel meiner Stube, stützte den Kopf in die Hand und dachte, was wohl Zensur sei.

Und als ich eine volle Stunde darüber nachgedacht hatte, fiel mir ein: Zensur ist Zensur.

Vielleicht ist mir auch noch mehr eingefallen, aber ich darf es nicht mitteilen, denn meine Gedanken über Zensur müssen durch die Zensur.

In Deutschland ist das so. Mein Gehirn denkt und ich lege dem Herrn Zensor meine Gedanken vor. Der Herr Zensor besieht die Gedanken, freut sich über diesen und jenen, findet aber plötzlich mehrere, von denen ihm gesagt worden: sie gefallen uns nicht.

Was hat er zu tun?

Er schneidet mir den Schädel auf, wirft eine Hand voll Gedanken hinein und sagt zu mir: „Ne imprimatur." Das heißt auf Deutsch: „Diese Gedanken haben Sie nicht gedacht!"

Das sind denn meistens Gedankentränen aus dem innersten Herzen gepreßt; ergreifende Akkorde aus der Weltharfe, Haßfunken gegen tyrannische Willkür, Blitze auf die Vertreter des Obskurantismus, Flüche auf verfluchte Kriechler und Heuchler gedonnert. Wahrheiten sind es, ohne Schmuck, ohne Blume, ohne Einkleidung, ohne Verstellung.

Man hat nicht immer Luſt, ſeine Wut und ſeine Schmerzen geiſtreich zu machen.

Und ſo habe ich denn auch heute keine Luſt, mich in Bildern und ſatiriſch-ironiſchen Arabesken auszudrücken. Ich bitte meinen Herrn Zenſor, mir dieſe Gedanken über Zenſur nicht wieder zur Quelle zurückzutreiben.

Ich ſpreche zu guten Fürſten, und ein guter Fürſt läßt mit ſich ſprechen.

Ich frage euch: Glaubt Ihr an Gott?

Ihr antwortet in Demut: Ja!

Glaubt ihr, daß dieſer Gott weiſer iſt, als ihr ſeid?

Ja, er iſt weiſer.

Hat er alles wohl gemacht?

Ja, der Herr hat alles wohl gemacht!

Was ſprach er zu den Fürſten?

Er hat nie mit uns geſprochen.

Doch! Er hat mit euch geſprochen, er ſagte: „Ihr ſollt auf Erden für mich handeln; ihr ſollt tun, was ich tue; ihr ſollt alle Menſchen lieben! Die Obrigkeit iſt von Gott, ſagte er. Ihr ſeid die Götter des politiſchen Menſchen, der natürliche Menſch bedarf eurer nicht.

Wenn der Menſch denkt, iſt er der natürliche Menſch; die Mitteilung der Gedanken iſt ſein heiligſtes Recht.

Richtet Taten im Namen Gottes, aber nicht die Gedanken. Dieſe kommen alle von Gott, und ihr verleugnet Gott, wenn ihr einen Gedanken vertilgt.

Nehmt der Nachtigall das Lied, und ſie iſt keine Nachtigall; nehmt der Blume Duft und Farbenhauch, und ſie iſt keine Blume; nehmt den Sternen ihren Glanz, ſie ſind keine Sterne mehr.

Nehmt dem Menschen seine Gedanken, und er ist kein Mensch mehr; er ist eine politische Kreatur.

Das Lied aber ist der Gedanke der Nachtigall. Der Duft ist Gedanke der Blume. Und der Gedanke ist Farbe und Glanz, Lied und Duft.

Also was ist Zensur? — — — —

Wenn ihr den Kopf des Menschen zerstückelt, warum zerstückelt ihr ihm nicht die Hände, womit er Abgaben gibt?

Seht, wir lieben euch, ihr guten Fürsten! Glaubt nicht, daß wir mit jedem offenen Worte auf die Revolution lossteuern, daß wir Republiken, daß wir den Blinden die Fackel in die Hand geben wollen. Gebt uns freie Presse, und wir werden den Segen des Himmels für euch erflehen; wir werden euren Thron mit Gedanken verteidigen, die mächtiger sind als alle Bajonette und Schwerter. Wir werden euch wie unsern Gott lieben, weil ihr gesprochen: es sei Licht, weil ihr uns ein neues Leben geschenkt. Wir werden die Völker geistig frei machen, damit sie künftig nicht blind den Aufrührern folgen.

Wir wollen mit dem freien Worte nicht zerstören, sondern aufbauen. Fürchtet keinen Winter, wenn ihr den Mai gebt.

Wir werden das Laster unterdrücken, wenn wir es zeichnen. Der Verbrecher fürchtet den Spiegel.

Wir werden euch groß machen. Wir werden euch sagen, was uns fehlt, und ihr werdet Gott sein und uns helfen.

Ihr werdet Tränen trocknen, wenn ihr wißt, wo Tränen fließen.

So dachte ich, und als ich meine Gedanken übersah, fiel mir ein, daß ich nicht in spezie, nicht über die österreichische Zensur gesprochen.

Und ich habe recht daran getan. Was hilft das Erzählen von Anekdoten, wo es sich um eine ganze Geschichte handelt?

Brigittenau

Im Juli wird hier das Kirchweihfest begangen, das heißt über zwanzigtausend Menschen hohen und niederen Standes kommen zusammen und vergnügen sich auf mannigfache Weise. 1645 lagerte hier der Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich[82]) der schwedischen Armee gegenüber: eine Kanonenkugel aus dem feindlichen Lager schlug neben dem Herzog in den Sand, ohne ihn zu verletzen; da es gerade am Brigittatage war, so nannte man die grüne Wiese Brigittenau. Das ist das Historische von der Sache.

Aber das Volk frägt nicht nach der Geschichte, sondern hält sich an die Gegenwart und amüsiert sich.

Die Sorgen sind abgeschüttelt und fröhliche Gesichter ziehen durch die Straßen dem Augarten zu, und durch den dunkeln Augarten nach der Brigittenau, wo man heut lustig ist und tolles Zeug treibt. Die Sonne läßt ihre heißen Strahlen herniederfallen und furchtbare Staubwolken ziehen über die Menge, welche selbst wie eine Wolke sich fortwälzt, bis zur grünen Wiese und zum grünen Wäldchen.

Hunderte von Wirtshäusern strecken schon auf dem Wege ihr lustiges Schild heraus und rufen „Herein"! Aber wir lassen uns nicht verlocken, sondern ziehen immer

weiter, immer weiter auf dem schmalen Bergrücken und schauen hinab in die lustigen Täler.

Halt! Hier geht's hinab zur Brigittenau.

Ein achtjähriger Paganini steht am Eingange; schwarze Haare umspielen das vom Hunger bleiche Gesicht, und die großen Augen bitten demütig um eine milde Gabe für den blinden Vater mit schneeweißem Haupte, der ihm zur Seite sitzt und die Hände faltet. Was soll diese Träne hier am Tore des Jubels? Ist es vielleicht die gestaltete Träne für die Zahllosen, die heute unterdrückt werden; dürfen wir niemals lachen, ohne des herben Kummers der Menschheit gedenken zu müssen? Nein. Es gibt keinen Flecken auf der Erde, wo nicht ein Grab wäre. Zwanzig Schritte weiter prasselt schon ein lustiges Feuer; auf dem Dreifuße steht die große Kaffeekanne und ringsherum sitzen Männer und Weiber und schlürfen den Trank der Levante. Wie die Türken liegen sie mit langen Pfeifen im Grase und blasen ihren Dampf in die Gesichter ihrer Mädchen. Wer da auch vorübergehen mag, sie sind ungeniert. Die Liebe ist die Tendenz der christlichen Religion, und ihrer hat man sich nicht zu schämen. Sie küssen die Mädchen, legen den weinschweren Kopf auf ihren Schoß und lassen die Hände um die niedlichen Füße, um den weißen Strumpf spielen. Wenn ein Malheur passiert, so ist es kein Unglück.

Spielbuden sind in Masse hier; da ist Kuchen und alles mögliche zu gewinnen, selbst der hübschen Fortuna, die mit den Würfeln klappert, kann man in die Wangen kneifen, wenn man ein paar Kreuzer opfert und zum Spiel animiert.

„Na, lassen's mi, i hab z'tun!"

Tausend Equipagen stehen dort; die Herrschaften haben sich unter das Volk gemischt; lassen sich stoßen und drängen, und es fällt ihnen kaum ein, daß sie reicher und vornehmer als jene Gesellen sind, die ihr Juchhei in die Lüfte schreien. Lassen wir die Dummheiten der Stadt, denken sie, unter Gottes freiem Himmel ist der Geheime Rat auch ein Mensch.

Aus dem nahen Wäldchen, das die Hauptpromenade der Brigittenau begrenzt, gucken lauter Schilder heraus, und drinnen unter den Bäumen herrscht wilde Lust und tolles Treiben. Unter der Reiserhütte wird Bier und Wein geschenkt, und aus dem Kessel, um welchen das Feuer flackert, ragen große Würste hervor. Vier große Würste hält der Schustergeselle in der Hand, sein Mädchen nur zwei, aber der Familienvater im Grase überzählt die Häupter seiner Lieben und läßt sich ein Dutzend aus dem dampfenden Kessel geben. Und die lieben rotwangigen Kinder freuen sich des Lebens, beißen ein Stück Wurst ab und denken, der Herr hat alles wohlgemacht. Sie sind froh, daß sie heute nicht die dicke Bibel, das Gebetbuch und den Katechismus zu tragen haben; lauter solche Tage und sie würden Menschen werden, aber sie müssen morgen schon wieder in die Untertanenfabrik, in die Schule.

Drinnen in den grünen Wirtshäusern, deren Wände Blüten und Blätter treiben, weil es Bäume sind, und deren Decke niemals einfallen wird, weil es der Himmel ist, sind Kreise gelichtet und in diesen wird getanzt. Die Männer schreiten in Hemdsärmeln herum, die Mädchen

und Frauen in weiten Röcken. Die Grashalme schauen sich verwundert an und lächeln. Eine Musik übertönt die andere, aus dem Walzer wird eine Galoppade, die Bäume erzittern, selbst die Würste im Kessel werden unruhig.

Auch Zigeuner sind hier; dem fabelhaften Volke wird heute Gelegenheit gegeben, Geld zu verdienen; morgen müssen sie sich schon wieder aus dem Weichbilde der Stadt entfernen. Zwei alte Kerle kratzen die Geige, zwei große Burschen blasen die Oboe, einer tanzt mit den Weibern. Sie sind unreinlich, die kohlschwarzen Haare ungekämmt, aber aus dem bräungelben Gesicht blitzen glühende Augen und blendend weiße Zähne. Seid ihr das Volk, das sich in diesem polierten Europa nicht zivilisieren lassen will, das Knoblauch und Tabak kaut, keinen Priester bei der Ehe braucht, die Schwester heiratet, wenn sie hübsch braun und schmutzig ist und seine Weiber fortjagt, wenn sie keinen Reiz mehr bieten? Seid ihr das feige, diebische, fabelhafte Volk, das lügt und wahrsagt, das kein Vaterland, keine Schule, keine Religion, sondern nur ein paar Töpfe, Kessel und Pfanne, Roß und Schwein und einen silbernen Becher gebraucht, um aus der frischen Quelle zu schöpfen, wenn die Branntweinflasche leer ist, dem eine Viehseuche willkommene Nahrung beut, und das herumzieht in aller Herren Länder, um die Menschen zu betrügen? Aber warum preßt ihr so tief schmerzliche, herzzerreißende Töne aus euren Geigen und Hörnern, Maultrommeln und Flöten; warum habt ihr so schwermütige Gesichter, die tigerartig nur auf Beute zu lauern scheinen, niemals von Freude bewegt werden? Gesteht, ihr haßt die stabilen Menschen, die kultivierten

Bestien, die sich das bißchen Leben hindurch abquälen ihre Natur zu verbergen, ihre Grausamkeit zu mildern, ihre Wollust zu bezähmen. Ihr möchtet sie schlachten, diese kultivierten Bestien und ihr schönes Fleisch verzehren, aber ihr fürchtet ihre Gesetze und ihre Henker. Und also tanzt ihr lieber, zeigt eure schönen Formen, begleitet die Töne mit charakteristischen, wollüstigen Mienen und nehmt dafür das Geld von den unnatürlichen Menschen.

Auch im Freien tanzen hier die Wiener; mitten auf der grünen Wiese wird ein Kreis gebildet, ein Leiermann spielt, der flotte Geselle streift sich die Haare von der Stirn, ergreift die erste, beste Dirne, fliegt mit ihr herum, und hat die eine zu dicke Füße, so nimmt er die andere. Und die kurzen Weiberröcke ahnen einen höheren Beruf als Bedeckung, sie flattern lustig in der Luft und — —

Was der Naturfreund alles in der Brigittenau zu sehen bekommt, ist erstaunlich! Er sieht den blauen Himmel, einige hundert Polizeimänner, Schwalben, Tauben und Finken. Hetären der feinsten und der niedrigsten Gattung durchziehen die Menge, ebenso anständige Damen. Männer und Weiber liegen im Grase, essen Würste, trinken Wein oder Rosoli und wälzen sich vor Vergnügen; die Kinder aber spielen Haschen, und die Buben von vierzehn oder fünfzehn Jahren haben immer unten am Hügel zutun, wenn die Mädchen oben sitzen und mit der Mutter plaudern. Das Wasser wird hier bezahlt. Hinten am Jägerhause ist ein Brunnen, und aus diesem wird für Tausende gepumpt, Knaben und Weiber tragen das Wasser in Gefäßen herum und lassen sich von jedem Durstigen Geld geben, für die Fliegen hingegen und den

Staub, welchen er mit hinunterschluckt, nehmen sie nichts.

Für Vergnügungen, für Spiele aller Art ist gesorgt; in der Mitte des Festes steht sogar eine Polizeiwache, eine graue Sonne, welche ihre Strahlen nach allen Seiten schickt. Hier werden die Betrunkenen hergebracht; man läßt sie ausschlafen, und wenn der Rausch vorüber, schenkt man ihnen die Freiheit — sich einen neuen anzuschaffen. Zuweilen fängt man auch wohl ein Subjektchen, das über den Begriff von Mein und Dein seine eigentümliche Anschauung hat, aber Ultraliberale zieht man nicht ein, weil 19.000 Menschen keinen Raum in dem Wachhause haben.

Abends werden Feuerwerke abgebrannt, auch ist Ball in illuminierten Sälen, und noch viel reizende Dinge versprechen die großen Zettel an der bretternen Mauer. Wer teures Entree zahlen will, darf hinein; er sieht schon die Fenster des großen Hauses erleuchtet, greift aber in die Tasche, denkt an morgen und bleibt draußen. Wäre ich Polizeidirektor, was Gott verhüten wolle, niemals dürften mir bei einem Volksfeste solche große Ausrufungszeichen an die Armut aufgestellt werden, dergleichen Wunder und Schönheiten, die nicht alle besuchen könnten. Ich sammelte lieber bei den Reichen und ließe ein Feuerwerk abbrennen, Stangenklettern, straußen, lannern, tanzen und alles gratis. Zwölf Stunden des Jahres wenigstens sollte man doch die armen Leute vergessen machen, daß Gott sie durch die Geburt zu Sklaven ihrer Mitmenschen machte.

Noch prasselte das Feuer um die dampfenden Kessel, alle Buden und Häuschen waren illuminiert, von allen

Ferdinandsbrücke und Rothethurmbastei

Seiten her tönte Musik, Leuchtkugeln flogen wie gefallene Sterne auf, die sich wieder nach dem Himmel sehnen und glühende Tränen weinen, wenn sie ihre Ohnmacht fühlen, ihn wieder zu erreichen, Raketen knisterten und prasselten und führten lustigen Krieg, oben aber zog der Himmel seine Stirn in Falten und sah mürrisch herab auf die Lust und die Freude der Menschen. Nach der Schwüle des Tages zogen sich dunkelgelbe Wolken zusammen, und die Bäume richteten die ermatteten Blätter wieder auf und hofften, diese Nacht einen süßen und frischen Gewitterregen einzusaugen.

Lyrische Poesie

Stellt euch einmal in einer mondhellen Nacht an einen Springbrunnen und seht die blaue Wassersäule aufschweben, zerstäubend wieder in kleinen Mondlichttropfen zur Erde stürzen; legt euch an den Spiegel eines stillen Baches nieder, und verliert euch in dem Anblick des umgestürzten Himmels, der einwärts gebogenen, tiefblauen Kuppel, welche stumm und doch sprechend unter euch liegt! Oder anders. Stellt euch einmal auf einen Bergesgipfel und schaut hinab auf die grünen Täler, deren Baumkronen nicht zu euch hinaufzustreben vermögen, seht den Rauch aus den stillen Hütten ziehen, über die Silberbänder der Ströme hinweg, bis zu den fernen träumenden Gebirgen. Oder seht in die Augen eines liebenden Weibes, werft euch in die Arme der Freundschaft, hört die Nachtigall singen, seht den grünen, hohen Lorbeerbaum, freut euch der blühenden Traube.

Nach langer Zeit schlagt dann im Gedächtnisbuche des Herzens nach, und fühlt ihr nicht mehr als vor Rechnungsbüchern, an deren Debet und Kredit euch nichts gelegen ist, so sage ich euch, überschlagt diese Blätter, euch wird sich niemals das Reich der Liebe offenbaren!

Der Versucher war ein kluger Kopf, als er den Sohn Gottes auf die Berge führte und ihn von dort

die Welt sehen ließ, welche er ihm zum Lohne bot, wenn er Gott verleugnete. Er zeigte ihm die verlockendste Seite der Welt; aber eben deshalb war er ein dummer Teufel. Er schlug ihm das Buch Gottes auf und verlangte, daß er Gott leugne. Die Pharisäer machten es mit Judas gescheiter, sie zeigten ihm sich. — Aber der Teufel ließ die schönsten Strophen des Gottesgedichtes lesen und verlangte, Jesus solle den Meister nicht anerkennen. Wie dumm! Aber Christus war ein himmlischer Rezensent, denn er rezensierte mit Liebe; er lachte den dummen Teufel aus und glaubte nun erst recht an den besten Dichter, an Gott.

Und Gott ist ein Dichter! Und jeder Dichter ist ein angehender Gott. Habt ihr noch nie einen Gedanken gehabt, der so tief aus der innersten Seele kam, daß er ein Gedanke eurer selbst ward? Solche Gedanken Gottes sind die Dichter, sie sind ein Teil seines Selbst, darum läßt er sie walten und spielen in seinem schönen Gedichte: Welt. Darum läßt er sie ebenfalls kleine Welten erschaffen. Und glaubt mir, es vergnügt ihn, wenn ein Dichter behauptet, die Welt verbessern zu wollen; der große Gott sieht den angehenden Gott an und sagt lächelnd: „Angehender Gott, gib zu, daß ich ein vortrefflicher Schöpfer bin; ich habe dich geschaffen, du Gottverbesserer, den die Menschen Gotteslästerer nennen!“

Denn Gott ist ein Ironiker, das habe ich immer behauptet. Wäre ers nicht, so gäbe es keine Ironie, und gäbe es keine Ironie, so hätten wir keine Weltgeschichte, denn diese besteht nur aus Ironisierung einer Zeit durch die andere. Und ich sage euch, so lange die Menschheit

diese Ironie nicht versteht, so lange werden sie für ihre Zeit streiten und fechten und sterben. Und Talleyrand ist darum ein so großer Politiker, weil er die Politik aus der Ironie des Gottesgedichtes herausstudiert. Aber Talleyrand hat kein Herz und deshalb konnte er nicht schaffen. Wir Deutschen hatten auch einen Talleyrand; er sah mit großem Adlerauge durch Ironie und Wahrheit die Welt durch und durch; er war daher ein Dichter. Ich meine Goethe.

Ich kann keine Überschriften leiden, die den Inhalt des ganzen Aufsatzes vernichten wie dies z. B. bei Saphir[33]) der Fall ist, der bei einem fingerlangen, ironischen Aufsatz vorher ausruft; „ironische und humoristische Betrachtungen auf dem Stoppelfelde der Satire und der Spiegelfechtereibahn der Persiflage und der abgelaufenen Jagd neu aufgewärmter Witze usw." Was ist das für Ironie, die von Anfang herein uns sagt: ich bin nicht die Wahrheit, sondern nur die Ironie der Wahrheit. Man glaubt nicht an die Sachen, es steht ja oben auf, daß sie nicht wahr sind. Was ist das aber für Ironie, die sich selber nicht als solche zu geben vermag, so daß man einen mit der Nase darauf stoßen muß? Der größte Ironiker ist der, welcher seine Ironie am wenigsten merken läßt. Gott ist ein solcher, seht seine Weltgeschichte, und Talleyrand ist ein ironisches Werk Gottes ohne Titelblatt; er wäre von Anfang an vernichtet, stände ihm, wie Saphirschen Aufsätzen an der Stirne das Wort Ironie groß und gesperrt gedruckt. Aber das schöne Gedicht Gottes, das Goethe heißt, ist in sich voll Vollendung, und neben jener Anschauung eines ironischen Mephisto, welche die

Welt zertrümmert und Menschen und Menschentreiben bis in den tiefsten Abgrund verlacht, ergeht sich in Goethe auch jener Gott der Erhaltung, der konservative Gott, der Gott der Lyrik, welcher die Welt schön findet, der sich berauscht an Vogelgesang und Sonnenschein, der trunken wird vom Duft der Blume, der die Nachtviole liebt, und den es am Wasserfall durchschauert; der über die Berge mit Riesenschritten geht, Menschenglück aus den Trauben trinken möchte, aus den Wolken auf die besonnte Erde herniederschaut, einem Mädchen am Halse liegt, weint und lacht und jauchzt vor Sehnsucht und Lust und Weh.

Und Sehnsucht und Lust und Weh! Es sind gar süße Gefühle, die Gefühle der Liebe. Sie fahren mit milden Fingern über unsere Stirne, und die Saiten im Herzen klingen davon wieder, und die Wolken schwimmen von den Augen und fallen in Tränen nieder. Und Tränen sind ja Perlen!

O Germania, eine schöne Perle ruht unten im Herzensmeere aller deiner Bewegungen und Stürme; die Schalen sind geschlossen, aber wenn der frische Sonnenblick der Liebe darauf scheint, dann hört ihr die Marmorsäule klingen, und die Nachtigall schlägt so gewaltig schön, als sollte sie sterben im ersten Liede, und auf dem Grunde des sturmbewegten Herzens öffnet sich die Schale, und die Perle steigt ans Licht und sie ist selber Licht, und die glatte Stirn eines Dichters flammt, er möchte in die Ströme springen, um alle Flammen zu löschen, er möchte über den Wolken schweben vor Erhebung und Lust, weinen aus vollem Herzen, zum letzten Male, und vergehen!

Aber er stürzt nicht in die Ströme und erhebt sich nicht zu den Wolken; er weint aber nicht zum letzten Male; er vergeht nicht, sondern er setzt sich nieder im traulichen Winkel und schreibt ein Lied.

Es war schön zur Zeit der Volkspoesie in Deutschland! Wer kann uns sagen, von wem die rührend-elegischen, schwersentimentalen und drollig-lustigen Volkslieder verfaßt, die aus „des Knaben Wunderhorn" ertönen? Diese Lieder, deren Verfasser wir nicht kennen, sind die schönsten und oft die deutschesten. Muß es nicht ein echter Deutscher sein, der ein solches Lied zu machen versteht, aber so wenig hervorgebracht zu haben glaubt, daß er's nicht der Mühe wert hält, dasselbe mit seinem Namen aufzubewahren, um ihn der Nachwelt zu überliefern? Muß er nicht ein Deutscher sein, der im eigensten Sinne des Wortes mit seinem Gesange nur sein eigenes Herz befriedigen will?

Wir Deutsche sind wahrhaftig eine herrliche Nation! Wir hätten nur Deutsche bleiben sollen.

Aber da kamen Gespenster in unsere lautere Poesie; Lügengeister vertrieben den leichten Ton des wahren Herzens, und die Lyrik sank in höchstem Grade. Weckherlin[84]) und Flemming[85]) waren noch die letzten, welche aus eigener Brust gesungen. Dann aber quartierte sich ein vertriebenes Völkchen bei uns ein, ein Völkchen gefallener Aristokraten, ich meine die Götter des alten Hellas.

Das war ein Leben! Ein guter, gottesfürchtiger Magister mit einem Zöpfchen auf dem Nacken, in dem langen braunen Leibrock, mit den kurzen Kniehosen und

blanken Silberschnallen, diese guten Leute mit Perücke und dreieckigem Hute bildeten sich ein, zu dichten, wenn sie den Römern und Griechen nachahmten.

Das war ein ödes Scheinleben der Poesie, ein lebendiges Gespenst, welches von dem Anteil am Totenreiche nicht leben konnte; sie lag im ewigen Ableben, denn das Leben um sie her konnte sie nicht entzücken. Die Geliebte, und wenn sie die ehrsamste Bürgerstochter war, mußte eine Schäferin sein, und Philis lag dann an des Baches Rand, schlummerte sanft oder tauete Tränen und bat die Muse, weidete die Lämmlein durch die Auen, und Boreaden, Najaden, Sylphen, diese Geschöpfe spielten eine fürchterliche Rolle. Dazu kamen noch Sphären und Harmonien und ein Gedicht war fertig. Und zwar ein unsterbliches und griechisches.

Nun kam der Ironiker Goethe und persiflierte das ganze fade Griechentum in Deutschland durch seinem Wagner. Welch ein ironischer Jammer liegt über diesen Menschen ausgegossen, wenn er vom Schmerze des Faust nichts als die Deklamation eines griechischen Trauerspiels zu hören glaubt! Faust will sterben vor Schmerz; ergibt sich den Geistern, die Seligkeit seines Herzens schleudert er in der Verzweiflung von sich, nur dem Durste seines Geistes zu genügen, und Wagner schleicht mit Schlafrock und Pantoffeln herein — oh Philister! oh Satire! oh Ironie! und beginnt:

Verzeiht, ich hört' euch deklamieren,
Ihr las't gewiß ein griechisch Trauerspiel.

Aus dieser Zeit deutsch-griechischen Philistertums tauchen zwei Erscheinungen auf, die hier nicht unbemerkt

bleiben dürfen, weil sie in die Geschichte unseres Fortschrittes gehören, es sind Bürger und Klopstock.

Bürger machte sein Unglück, Klopstock seine Religiosität zum Lyriker. Hier fand man denn doch Gefühle, die kein Grieche haben konnte, und — dem edlen, göttlichen Schiller mußte dieser Dichter zuweilen prosaisch erscheinen — wer den Schmerz Bürgers kannte und ihn in seinen einzelnen Gedichten wieder fand, der fühlte tief im Herzen, daß hier ein gewaltiger Sprung in die Gegenwart, in das helle Gefühl des eigenen Herzens geschehen. Bei Jean Paul findet man ebenfalls die Klopstocksche Lyrik, nur spricht sich hier in Herzens-, was sich dort in religiöser Empfindung ausspricht, und diese Erscheinungen bilden die einzelnen Lichtpunkte der Lyrik bis auf die Zeit des Wiedererwachens, was durch Goethes Lieder, Uhlands und endlich Heines geschah.

Goethe hat den Olymp Griechenlands erhoben mit starker Hand und eine Iphigenie gedichtet, wollte sagen: gemeißelt, aber er war auch der große Mann der Revolution, er hat die Griechen, die aristokratischen Geister, mit starker Hand aus unserm Parnassus gefegt und oben ein Deutschland mit einer gewaltigen Naturpoesie angebaut. Er hat Griechentümelei und Philistertum, aus welchem er selber geschaffen, in Deutschland gehöhnt mit einer unscheinbaren, aber fürchterlichen Ironie, mit Wagner.

Er war wieder Talleyrand. Er unterstützte zuerst die romantische Schule mit der Mittelaltertümelei. Er machte sich einen Helden, der Tasso hieß, — aber in demselben Stücke blieb er seinem eigenen momentanen Streben nicht treu und stellte, zum Hohn aller Romantiker,

dem Tasso einen Antonio zur Seite. Mit diesem Antonio hat er die ganze Schule abgetan; er ließ sie fallen und bekümmerte sich nun so wenig um sie, wie er sich um die Deutschgriechen bekümmerte, als er sie mit Wagner verhöhnt hatte.

Jetzt erst, nachdem Goethe durch diese Nichtbeachtung die große Schlacht gegen die Romantiker gewonnen, vermochten neue Helden neue Siege zu erfechten. Nun erst begann Uhlands Poesie in Deutschland Fuß zu fassen. Uhland hat eine schlichte, einfache, stille Lyrik, die Goethe wohl zu fassen, wohl zu würdigen wußte. Er selber sah in ihr und der neuerwachten Volkspoesie einen Fortschritt; aber Talleyrand, der poetische meine ich, stieß ihn auch hier fort, und er schrieb von Uhland: aus der Region, wo dieser waltet, dürfte nichts Menschengeschick Bringendes hervorgehen; er nannte Uhlands und seiner Anhänger Poesie und Moral: einen sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel, den sie geschickt umschlagen, um die Blößen dieses Lebens zu decken. In der Tat, jene Zufriedenheitspoesie der Süddeutschen, welche alles Streben niederschlägt, nie in die Mysterien des Lebens greift, ja, die nie am Schicksal zu verzweifeln wagt, konnte Goethe nicht befriedigen. Er hatte historischen Geist, der die Sache durch und durch ansah und mit jedem Blicke tötete. Er wußte, daß der Mensch nach dem Sündenfalle erst Mensch geworden. Er fühlte, daß Menschen besser sind als Engel, jene Poesie aber macht uns eher zu Engeln als zu Menschen.

Zu dieser Richtung mußte noch Heine kommen. Heine ist gerade der Gegensatz der süddeutschen Poesie.

Er ist unzufrieden, zerworfen, höhnisch über seine Sentimentalität; einen Gott und einen Mephisto in ewigem Streite in der Brust, sprang Heine ins Leben hinein und begann den Kampf mit unserer Kultur, das heißt: er ward *modern*.

Modern ist etwas mehr, als viele unserer Konservativen sich einfallen lassen. Modern sein, heißt *wahr* sein, aus seiner innersten Seele heraus dichten, nicht alte Weisen, wie sie uns überliefert sind, in uns aufnehmen. Der Moderne verlacht nicht das Alte, aber er betrachtet es auch nicht als Heiligtum. Das Alte ist gestorben und wer *wahr* ist, wer aus seiner Natur, seiner Empfindung, seiner Umgebung heraus dichtet, ist modern, mag er's wollen oder nicht. Und so ist Heine. Ganz das Kind seiner Laune, seines Witzes, seiner Poesie, ging er aus der eigensten, tiefsten Brust hervor. Zustände der Gegenwart begeisterten ihn, der Augenblick übt seine Rechte; er steht in seinen Gedichten da, wie er wirklich ist, mit Leibrock und Weste und Vatermörder. Und lacht nicht, wenn ich euch sage, es ist eine große Zeit, welche eine Emanzipation der Vatermörder im Staate der Poesie hervorbringt; es ist eine Zeit, in welcher die geltendste Schönheit herausgehoben wird, *die Schönheit der Gegenwart*.

Hätten wir nur erst den Dichter, der die Schönheit der Gegenwart aufzufinden und ins Licht zu stellen suchte! — Die Schönheit der Kultur, der Zivilisation! Oder glaubt ihr, sie müssen erst eingestürzt sein, die Institutionen, sie poetisch zu finden? Hätten nur die Griechen Eisenbahnen gehabt, sie würden schon von

Deutschen zum Überdruß besungen worden sein. Aber glaubt es nur: die Gegenwart ist einmal emanzipiert, und unsere Enkel werden die ihre besser zu nutzen verstehen, die Schönheit ihrer Zustände wird dann deutlicher hervorgehen.

Seit der Zeit Uhlands und vornehmlich Heines ist in Deutschland die lyrische Poesie tief ins Volk gedrungen; sie steht jetzt, als herrlicher Beweis der Volksblüte, im üppigen Flor. Man hat genug gewitzelt über junge deutsche Dichter, nun einmal ein ernstes Wort, ein anerkennendes! — Es hat Deutschland niemals einen solchen Segen, eine solche Fülle lyrischer Talente besessen wie gegenwärtig; kühn darf man jetzt die deutsche Nation in dieser Hinsicht an die Spitze aller Nationen stellen. Bald wird es Frühling sein! rufe ich auch hier wieder aus.

Mit den unbekanntesten Namen findet man hier und dort Gedichte, die eines Meisters würdig sind, in Blättern zerstreut, die heute gelesen und morgen vom Winde fortgeführt werden. Diese Erscheinung ist nicht so unbedeutend, wie sie einige Mißvergnügte gerne machen möchten; die Lyrik ist durchaus der Grundpfeiler der Nationalliteratur. Sie ist das Eintreten der Subjektivität in die Kunst, die Brücke, welche vom Leben durch die Persönlichkeit des Dichters in die Kunst führt, die unmittelbarste Berührung beider.

Und sollte man's glauben? Das Publikum, das unkritische Publikum, fühlt diese Wahrheit, ohne sie definieren zu können; nichts wird jetzt freundlicher aufgenommen und gelesen als — Gedichte!

Ihr lächelt vielleicht! Aber zählt mir einmal nach; nennt mir den Roman, die Novelle, das Drama eines lebenden Autors welche die zehnte, sage die zehnte Auflage erlebt haben, wie Uhlands Gedichte! Nennt mir ein Buch, welches so schnell zum zweiten Male aufgelegt werden mußte, wie Heines, Lenaus, Platens, Chamissos und Körners Gedichte, wie die „Spaziergänge eines Wiener Poeten", Stieglitz'[86]) „Stimmen der Zeit?" — Zedlitz' Totenkränze sind ohne den ersten Abdruck in der „Aglaja" bereits zum dritten Male aufgelegt. Sagt mir ein Gleiches von einem Roman, einer Novelle, einem Drama!

Man kann Deutschland in Norden und Süden teilen, dieser stellt das Gemüt, jener den Geist vor.

Ein ganz eigenes Völkchen bildet nun Wien, daher einen Blick auf die Dichter dieser Stadt.

Der Witz ist der Spaß des Geistes, der Spaß ist der Witz des Herzens; der Spaß ist breit wie das Wort selber, der Witz ist spitz. Jener ist eine Narrheit im ernsten Gewande, dieser ein Ernst im närrischen Gewande. Anfang und Ende des Spaßes ist Lachen, nur die Mitte ist ernsthaft; Anfang und Ende des Witzes ist ernsthaft, nur die Mitte ist lachend. Wien hatte seine ernsthafte Mitte unter Joseph dem Zweiten, Berlin ist die Hauptstadt des Witzes.

In Wien ist alles Spaß, die gemütliche Harmlosigkeit hat dort so sehr ihren Thron aufgeschlagen, daß noch lange Jahre vergehen werden, ehe ein Witz vorfällt. Dort ist Castelli[87]) ein Dichter, während er im Norden nur als Typus für Wien gilt, als ein talentvoller Spaßling, dem sowohl Tiefe des Geistes wie Tiefe

des Herzens fehlt. Viele seiner Gedichte sind aus dem Französischen übertragen; nur durch seine gereimten Anekdoten, Volksspäße und durch die naive Scherzhaftigkeit seiner Deklamationsstückchen, seine eigenste und gelungenste Art, konnte er sich eine gewisse Autorität beim Volke verschaffen und im Auslande den Namen des wienerischen Dichters gewinnen.

Viel höher als er steht Johann Gabriel Seidl[88]). Es ist merkwürdig, daß Seidl in Wien noch immer durch seine erste, bereits vor acht Jahren erschienene Sammlung für einen Dichter gilt, während diese nicht imstande war, ihm im Norden einen Namen zu verschaffen. Hingegen hat Seidl in Taschenbüchern und Büchern in neuerer Zeit Gedichte und meistens Lieder, welche in Wien fast unbeachtet blieben — man klagt dort über sein Verstummen — ihm im Norden aber bedeutenden Ruf verschafft haben. Seidl ist in der Tat erst nach Herausgabe seines Buches ein Dichter geworden, er hat sein tiefes Gemüt geistig angeschaut, seine Worte sind Tränen des Schmerzes und der Freude. Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur usw. teilt oft Arbeiten dieses noch jungen Dichters mit, die keinen Wunsch übrig lassen.

Werft einen Blick auf die Namen der Wiener Dichter und der Literatur:

Von allen ist Anastasius Grün (Graf Auersperg) allein der Herr der Freiheit; er allein rüttelt an den Ketten, die das Volk gebunden halten. Er ist ein junger Löwe, geboren in einem Käfig und auferzogen unter den zahmsten seines Geschlechtes; er wuchs heran, schön und kräftig und mußte die Zierde einer ganzen

Menagerie werden. Aber er träumte einmal in stiller Nacht von vergangenen Zeiten, von edler und männlicher Ritterlichkeit und von wahrhafter Größe im Befreien.

Die Gewalt unterjocht, die Kraft gewinnt, Anastasius will gewinnen. Glaubt ihr, Grün ist ein Demagoge? Gott bewahre! er ist der edle Graf, er verleugnet seine Abkunft nicht. Er schrieb den „letzten Ritter", ein kluges und schönes Werk, die milde Seite des Verfassers der Spaziergänge. Anastasius Grün ist die Kraft! Er haßt Schwäche und Gewalt.

Eigentlich wuchs seine Muse mit Heine auf.

Seine „Blätter der Liebe" machten im Norden mehr Glück als im Süden, sie sind Anklänge an Heines Art und Weise. Aber schon damals lag in ihm das Balladenelement. „Die drei Farben", „Frauenlob" und noch andere Gedichte, welche von ihm in Taschenbüchern erschienen, besonders eines, das den Tod eines ägyptischen Königs beschreibt, zeugten von dem hellen Talent und dem aufgeklärten Geiste Grüns, des damals noch blutjungen Mannes.

Er war einer der ersten Nachtreter Heines, dessen Lyrik so tief in die Zweige unserer Kultur eingreift, daß nur die wenigen, welche die Spaltungen derselben recht zu fühlen vermochten, sich in den Heineschen Ton leicht finden konnten. Daher kam es, daß die ersten Nachtreter Heines gerade in der Klasse der Gebildeten und Höhergestellten entstanden, welche doch eigentlich ihm am abgeneigtesten hätte sein sollen, die Freiherren von Auersperg, Tschabuschnigg [89]) und Gaudy [90]) waren die ersten und bedeutendsten Heinianer.

Dem echt wienerischen Ton, den Frankl[91]) anschlägt, gewinnt man im Norden weniger Geschmack ab; wenn ich aber an ihn denke, so denke ich auch an eines seiner Lieder, und das ist nur Eigentümlichkeit südlicher Dichter. Im Norden hat jeder Dichter ein Stückchen von Geist oder Malice, das ihn ganz anders im Leben stellt als er in seinen Gedichten sich malt. Eines der schönsten Lieder Frankls ist wohl das „Es gleicht einem See die Liebe". Ein episches Gedicht „Columbus" ist soeben von ihm erschienen. Man lobt es zwar, doch scheint mir diese Form nicht die glücklichste für einen südländischen Dichter, der selten einen gelungenen Komplerus hervorbringt, mehr an Schönheiten einzelner Momente hängt.

Die Vernachlässigung des Komplerus um Einzelheiten willen, stellt sich bei zwei Dichtern Wiens neuerdings dar, welche sich in ihren Arbeiten bis zu einem norddeutschen Element verstiegen, zum Faust. Ich meine Lenau und Braunthal[92]) Ich muß vom Wirken beider in früherer Zeit sprechen, um in beiden das zu entwickeln, was mir an ihnen charakteristisch erscheint und was ihnen eben zum Faustdichten fehlt. Braunthal, als Prosaist mit seiner erschwitzten Laune widerlich, war auch von jeher ein breiter Dichter. Er schnitt nur aus dem vollen Material, machte sich aber niemals welches. Seine Arbeiten tragen, ich möchte es den Fluch einer fließenden Sprache nennen, an sich; er kam daher niemals in Versuchung, jene Tiefe des menschlichen Herzens ans Licht zu ziehen. Eben das Unnennbare, Unbewußte, die stille Göttlichkeit in der Brust des Dichters, das er zu

beſchauen, zu erfaſſen bemüht iſt, hat ihn niemals gedrückt. Die Welt, wie ſie in ihrer Tatſächlichkeit erſcheint, iſt der Platz ſeiner Anſchauung; die Begebenheit, nicht der Gedanke derſelben tritt bei ihm hervor. Ich möchte ſagen: Braunthal iſt zu wenig modern, um durch durch die Körper hinaus den Puls der Gegenſtände zu ſehen. Es fehlt ihm jene Metaphyſik der Gedanken, welche dem Denker ſelber Schach bietet. Braunthal ſieht mit dem Auge der Legitimität, die Sachen erſcheinen ihm, wie ſie ihm überliefert ſind. Daher ſchreibt ſich auch die Art und Weiſe ſeiner Auffaſſung des Fauſt. Braunthal ſieht im Fauſt nicht den Philoſophen jener Zeit, der ſich in Äußerlichkeit verlieren mußte, ſondern nur den Zauberer im engſten Volksſinne. Seine Verſchreibung an den Teufel iſt durchaus ein Äußerlichkeitsakt. Der Teufel iſt eine Kraft außer ihm, und Fauſt verbindet ſich nur durch einen Kontrakt mit ihm. Riſſe ein Gott den Kontrakt entzwei, ſo wäre die Komödie aus. Und eben das iſt es. Braunthals Fauſt iſt eine Komödie, nicht jene tragiſche Begebenheit, die wir alle Tage erleben, ſondern eine, die wir auf den Brettern ſehen.

Nicht weniger als Braunthal hat Lenau ſeinen Fauſt vergriffen. Lenau, der in Wahrheit hoch über Braunthal ſteht, in jedem Falle ein größerer Dichter iſt.

Lenau iſt an Uhlandſcher und Heineſcher Muſe groß geworden. Seht nur ſeine Mädchen, die im Walde allein ſitzen, die Pappeln wiegen ſich im Winde vor dem Fenſter, der Schnee fliegt kreuz und quer vom düſtern, engen Himmel. Die Mädchen aber ſitzen träumend und ſchauen nach dem Ausgange des Waldes und des Winters,

Das Paradeisgartel

in den Tränen ihrer Augen liegen helle Frühlingsträume, so starren sie durch das Flockengetreibe. Sie sind die ausgeführten plastischen Bilder in Rückert-Uhlandscher Vollendung einer leicht gezeichneten Skizze Heinescher Muse. Jene stillen Poesien Heinescher Träume sind bei Lenau ausgeführt. Hier lacht kein Teufel hinterher und weckt uns durch einen höhnischen Ton, hier setzt kein Mephisto den Pferdefuß auf die Typen göttlicher Empfindungen. Lenau kennt Heine, aber er sog wie eine poetische Biene den Honig und ließ das Gift unberührt. Aber Lenau kennt dieses Gift und das brachte ihn darauf, einen Faust zu schreiben. Er hätte einen poetischen Faust schreiben sollen; einen Menschen, der durch die Macht der Schönheit seine Welt erretten will, dabei aber in Äußerlichkeit versinkt. Ach, wir haben solche Helden! Nennt sie mit ihrem wirklichen Namen, nennt sie junge, ästhetische Fäuste. Sie wollen die Welt erlösen und fallen deren Teufel in die Hände. Solch ein Faust muß nicht beginnen:

Hab' nun, ach, Philosophie, Juristerei, Medizin usw. sondern: hab' nun, ach! mitgearbeitet an diesem und jenem Blatt, habe zuweilen kein Honorar bekommen, habe gelebt und geliebt, habe getrunken und gedacht, habe spekuliert, und nun kommt der Absolutismus und sagt: jede Spekulation ist Sünde. Was soll ich nun mit meinen Spekulationen machen, die nicht für mein Wohl, sondern zum Wohle der Menschheit entstanden?

Lenaus Faust, dem unstreitig die Goethesche Auffassung Farbe gab, ist ein schwacher Mensch, welcher sich in Übereilung, in Schwäche, nicht im Gefühl der Stärke

dem Teufel verkauft. Faust und Mephisto im Goethe aber stehen als zwei streitende Mächte gegeneinander; sie sind wie streitende Engländer, sie wetten gleichsam. Faust wirft sich nicht aus kleinlicher Verzweiflung in seine Arme, sondern aus tiefgefühlter Größe. Er weiß, daß er nicht untergehen wird, es gereut ihn niemals, sich Mephisto zum dienenden Sklaven gemacht zu haben. Er ist immer Herr, wie ihn auch Mephisto behandelt. Durch ihn ergreift Faust das Leben. Mephisto ist nicht der Höllen-, er ist der Lebensteufel; jene Fratze fürchtet kein Faust, der den Himmel bezweifelt. So ist Goethes Faust ein besonnener Halbgott, Lenaus ein übereilter Tor, der sich wie ein altes Weib hat, das in der Verzweiflung ihr Gebetbuch zerrissen; er bereut, und das soll er nicht. Was ist Leben? weiter will er nichts wissen; was frägt nun der Leser nach seinem Unglück, da ihm doch das Studium oder die Widerlegung der Physiologie Johannes Müllers[93]) helfen konnte? Goethes Faust aber ist in unserer Brust: er ist die Gestaltung der ganzen neueren Zeit; er hat sich dem Teufel verschrieben aus Lebensgewalt, und wir fühlen für ihn, weil wir uns alle nicht minder dem Teufel verschrieben haben.

Ich möchte übrigens um alles Lenau nicht weh getan haben mit diesem Urteile. Er ist ein so lieber, lieber Dichter, ein Mensch, aus dem der wahrhafte Gott spricht.

Wenn man von Zedlitz sprechen will, so treten zuerst seine „Totenkränze" ins Licht, die ihm den Lorbeerkranz verschafften. Nichts von ihm ist so sehr ins Volk gedrungen. In der Form sind sie vollendet, und selbst unser formellster Poet, ich meine Bechstein, hat keine

schöneren, leichteren Kanzonen. Die Helden sind gut gewählt, es sind gerade die populärsten, welche sich finden ließen; durch alle geht eine warme Begeisterung, wenn auch ihre Auffassung eben keine große zu nennen ist.

„Kerker und Krone," mehr lyrisch als dramatisch, ist auch ein Totenkranz. — Gegen das Larvendrama des blut- und poesielosen Raupach ist es ein Meisterwerk, aber an und für sich und in bezug auf Goethe, ohne den dieses Drama nicht entstanden wäre, erhebt es sich wenig über die Mittelmäßigkeit.

Um diese Reihe würdig zu beschließen, habe ich mir Vogl[94]) bis zum Schluß aufbewahrt, dessen wunderschöne Balladen ihm einen Ruf in Deutschland erwarben, der ein dauernder zu werden scheint. J. N. Vogl hat die einfache Weise der Ballade sehr gehoben, keiner von seinen Stoffen liegt uns so fern, daß wir das Poetische desselben nicht tief fühlen sollten. Dabei ist die Einfachheit seiner Form eine große Zierde, nur zuweilen tun diesem wohltätigen Gefühle seine langen Verse Eintrag.

Mein Notizbuch

Die unzähligen Eigentümlichkeiten, Promenaden, Feste, Lustörter, Denk- und Sehenswürdigkeiten usw. der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen zu zeichnen, ist fast eine Unmöglichkeit, auch scheint mir die Form der Darstellung besser getroffen, wenn ich sie alle bunt durcheinanderwerfe und überall nur das Charakteristische und Auffallende heraushebe. Durch diese Skizzen bekommt der Leser die beste Vorstellung von dem fortwährenden Taumel und dem lustigen Wirrwarr, in welchem der Wiener und mehr noch der Fremde in Wien lebt. Ich teile daher den Inhalt meines Notizbuches ohne Ausschmückung und ohne Ordnung mit und lasse selbst die persönlichen Beziehungen nicht fort, weil sie mich interessiert haben, und ein tüchtiger Leser immer in der Haut des Darstellers stecken muß. Hier sind die Blätter.

*

Der Spaziergang auf der B a s t e i ist unbeschreiblich schön; jeder Schritt eröffnet dem Auge ein neues Gemälde. Da unten laufen, fahren und reiten die Menschen durcheinander. Wie viele tausend Pläne und Hoffnungen mögen sich kreuzen, wie viel Jammer mag in dieser, wie viel Freude in jener Brust wohnen! Wird das schöne

Mädchen noch heute verführt, bestellt jener schleichende Mann vielleicht den Sarg für seine junge Frau, geht dieser Jüngling dort zum Hause der Braut, um heute die Einwilligung des Vaters zu erbitten? Die dort aneinander stoßen, sind es vielleicht zwei Supplikanten um eine Stelle, und fährt hier vielleicht der reiche Vetter, der durch seine Konnerionen wirken wird? Und hier oben stehe ich und sehe nur die Kleider und die Gesichter, und habe ebenfalls meine Pläne und Hoffnungen. Gott wird nicht richten über jeden einzelnen.

Hier ist das „Paradies“ [95]). Ein hübsches Kaffeehäuschen, von dessen Balkon man die Gebirge übersieht. Unten sind grüne Bäume und bunte Blumen, reizende Mädchen und elegante Männer, Lanner'sche Walzer, treffliches Eis. Kein Engel mit dem Schwerte ist zu sehen, aber wenn die Dämmerung eintritt, merkt man in der Nähe manche verbotene Frucht.

Nun kommt man zur Donau, die bis jetzt weniger zur Schiffahrt als zum Waschen der Hunde benützt wird. Darüber ist sie schon öfter böse geworden, hat mehrere Vorstädte überschwemmt, Menschen ersäuft und gräßliches Unglück angerichtet.

*

Ich kam gestern spät nachhause, vergnügt und selig. Die Hausmeister sind eine viel bessere Erfindung als unsere schlafenden Nachtwächter. Man klingelt, sie erscheinen, man zahlt den Sperrgroschen und wird hinaufgeleuchtet; am Tage dienen sie ebenfalls für ein Geringes. Sie sorgen für Reinlichkeit und Ordnung in allen Häusern und haben eine kleine idyllische Wohnung zu ebener Erde.

Fast alle sind verheiratet, und manchem Mieter gefallen die Hausmeisterinnen besser als die Meister.

Vor kurzem trat ich des Abends um zehn Uhr in die Stube unseres Hausmeisters, um mir den Schlüssel zu meinem Zimmer zu holen. Ich traute meinen Augen kaum. Er, der Gemahl, lag im Bette und spielte die Guitarre; die Gemahlin aber ließ sich von der zwölfjährigen Tochter vorlesen. Ob aus der Bibel oder aus einem lüsternen Buche, konnte ich nicht bemerken; daß die Leute aber sehr fromm sind, weiß ich, denn sie gehen alle Sonntage in die Kirche, beten und beichten.

Die zwölfjährige Tochter erzählt uns das immer und wundert sich, daß wir noch nicht vom Blitze getroffen, da wir doch niemals beten gehen. Wir fragten sie, ob sie denn auch immer die Bilder in der Kirche küsse.

„Na, i glaub's!" antwortete sie.

„Wollt' ich die Bilder küssen!" sagte scherzend der Sänger H. „Wer weiß, wer die schon geküßt hat! Da küß ich ja lieber ein hübsches Mädchen!"

„So?" antwortete die Zwölfjährige. „Na, da seind S' erst recht schlimm dran. Da wissen S' erst recht nicht, wer da alles schon g'küßt hat!"

*

Der Volksgarten zur rechten Seite des Burgplatzes war gestern abend sehr belebt, und für mehr Leben wurde noch nebenbei gesorgt. Das Kaffeehaus und die Restauration, eine Halbrotunde, von jonischen Säulen getragen und innen mit hübschen Gemälden verziert, waren

gedrängt voll, ebenso die große Rotunde von grünen Bäumen und strahlenden Laternen. Ich sah sehr viel junge Herren und sehr viel Hetären: sehr viel Liebe mit besonderer Rücksicht auf schnelle Verlöschung dieser Leidenschaft.

Morgens sitzen die Folgen da. Wohlgenährte Ammen lassen die Kinder im Grase spielen. Hier, wo erst gestern die Idee zum Menschen erwachte, lauft er selber schon und schreit. Wie groß ist alles, wenn man es zu beschauen versteht.

Hier prangt auch der bekannte Theseustempel mit Canovas Meisterwerke: der besiegte Zentaur aus carrarischem Marmor. Imposant, aber sein schönes Grabmal in der Augustinerkirche gefiel mir noch besser.

*

Der Briel ist eine Taschenausgabe der Schweiz, eine reizend-schöne Gebirgsgegend voller Lust- und Gasthäuser, Wälder, Wiesen und Gärten. Quellen und Felsbäche sucht man überall vergebens um Wien. Aber Romantik, wohin man das Auge richtet. Schweizerhütten im tiefen Tale und aus dunklen Gebüschen Ruinen hervorragend. Alte Schlösser, z. B. das Liechtensteinsche mit allen Resten der Herrlichkeit des Rittertums. Der Ahnensaal ist durchaus nicht mehr zum Tanz eingerichtet, denn die Zeit hat ihn zersplittert, aber der Stammbaum mit seinen männlichen und weiblichen Zweigen ist noch nicht verfault. Rings an den Wänden hängen die Gemälde aller Glieder der Familie, vom Ahnherrn an, zu dessen Füßen sich ein Löwe oder Tiger windet, bis zu dem jetzigen Besitzer hinauf. Wie die Generationen immer dürrer,

schwächlicher werden; früher kräftige Körper, jetzt kräftige Geister!

*

Warum erlaubt die Zensur noch das Schach- und Kartenspiel? Auf den Theatern wird kein österreichischer Titel und Orden geduldet, aus Hofräten macht man Justizräte, aus Beichtvätern Höflinge, aus Referendaren Assessoren, und soll ein Vater betrogen werden, so wird er zum Onkel gestempelt. Kanzler und Präsidenten bekommen ebenfalls andere Ämter, und der Hofmarschall in „Kabale und Liebe," ist hier geheimer Obergarderobemeister. In der Burg hatte ein Schauspieler zu sagen: „Da möcht ich ja lieber ein Pfaffe werden!" Die Zensur streicht den Pfaffen heraus und legt dafür einen „Schuft" ein. In der Leopoldstadt wurde ein Stück einstudiert, in welchem von einem Manne die Rede war, der rote Haare hatte. Die Zensur machte aus den Haaren Augenbrauen, vielleicht, weil die Haare eines hohen Beamten ins Rötliche spielten. Aus einer Rolle, in welcher in parenthesi stand: (sie lehnt sich ans Fensterkreuz) strich der Zensor das Kreuz fort, und ein erotisches Lied, welches mit den Worten begann:

„Schau' ich in deine Augen,
Seh' ich den Himmel offen"

änderte der strenge Zensor, um den Himmel nicht profanieren zu lassen, dahin:

„Schau' ich in deine Augen,
Seh' ich die Pforte offen"

Dies alles ist faktisch. Und dennoch erlaubt man das Schach- und Kartenspiel, und macht aus ihren

Königen nicht etwa Bürgerälteſte, oder geheime Beaufſichtigungsbeamte. Zu welchen heilloſen Betrachtungen geben dieſe Spiele überhaupt Anlaß! Der König im Schach muß vor jedem Bauer zittern, und alle bemühen ſich, ihn matt zu machen. Im Kartenſpiele aber wird der König ſogar geſtochen, und die Damen ſind hier, wie oftmals im Leben, die Mittelsperſonen zwiſchen Buben und Königen.

*

Heute beſtieg ich den heiligen Stephan. 553 ſteinerne und 200 hölzerne Stufen führen zu ſeiner Spitze, aber die unſägliche Mühe wird durch einen Anblick belohnt, der unbeſchreiblich iſt. Warum wir den Himmel als Gottes Wohnung bezeichnen, wurde mir hier klar. Wer Gott lieben will, muß ihm näher kommen, und wer die Menſchen lieben will, muß auf ſie hinabſchauen. Wäre ich bis jetzt ein Tyrann geweſen, heute hätte ich meine Untertanen frei gemacht; ich hätte ſie zuſammengerufen durch die große Glocke im Stephan, von Johann Achamer aus erbeuteten türkiſchen Kanonen gegoſſen, 376.000 Pfund wiegend, und die Töne dieſer ungeheuren Glocke, das Gebrülle der türkiſchen Kanonen, wären das Signal zur Freiheit geweſen.

Aus dieſer Erhabenheit ſtiegen wir hinab zur Tiefe, zu der Gruft ſtiller Fürſten, die wahrſcheinlich niemals aus den Dachfenſtern des heiligen Stephan geſehen haben — mir wird immer unheimlich im Reiche des Todes; ich machte, daß ich wieder in die Welt kam.

*

In der St. Michaelskirche umspielen bunte, neckische Gestalten ein Grabmal. Metastasio[96]) schläft dort.

*

Das Fest im „Sperl" war reizend. Wie eine Weihnachtspyramide sahen die Säle und die üppigen Bäume mit ihren tausend Lampen aus. An jedem Tische wurde gegessen und getrunken. Nicht einer von den Hunderten, auf welchem nicht Teller klapperten und das Messer- und Gabelspiel produziert wurde. Strauß spielte, und sobald er endigte, regnete ein endloser Beifall auf den belorbeerten Kopf. Hinten trieb der Polichinell seine Späße, und für unerleuchtete Gartenpartien, in welchen die Seufzer der Liebe sich wie Tau auf die Blumenkelche legten, war ebenfalls Sorge getragen. Hier lauter, wilder Jubel, dort stille Liebe und süße Erhörung. Und alle die glühenden Funken des Herzens sammelten sich, denn auf demselben Orte brannte man gegen Mitternacht ein Feuerwerk ab. Oben in den Sälen war Ball. Die Lust währte bis 3 Uhr morgens. Oh glückliches, lustiges Wien!

*

Merkwürdig ist doch diese, wie soll ich sagen Toleranz der Wiener! Im Parterre des Leopoldstädter Theaters, beschattet von hölzernen Säulen, sitzen äußerst gutmütige Mädchen und äußerst liebende Herren und — doch ich will nicht alles berühren, was dort berührt wird.

*

Es war, was weiß ich, welch ein heiliger Tag. Freund Tenor und Freund Baß waren gebeten worden,

in der Hütteldorfer Kirche ein Tedeum laudamus singen zu helfen; sie ersuchten mich, mit ihnen zu fahren, und ich nahm es mit Freuden an. Die Lerchen jubilierten in die warme Luft hinein, als unser Fiaker den Gebirgen zufuhr; Wiesen und Wälder, Blumen und Vögel, Berge und Täler sangen ihr stilles Tedeum laudamus. In Hütteldorf stiegen wir bei Castelli ab; ein hübsches Mädchen öffnete uns leise und gastlich die Türe und bat uns, in den Garten zu treten, bis der Herr selbst erscheinen werde. Der launige Dichter hat hier ein reizendes Landhaus und eine himmlische Aussicht; er selbst zieht hier seine Blumen groß, steckt ihre Visitenkarten in die Erde und streut Porzellanstaub auf die Gänge. Drei- oder viermal fährt er wöchentlich nach der Stadt und arbeitet dort zwei bis drei Stunden, denn er ist Beamter.

„In der Kirche sehen wir uns wieder!" sagte er, und wir gingen die Gartenzäune entlang zum Hause des Kantors, in welchem die Musikprobe stattfinden sollte. Das Orchester bestand aus einigen alten Männern und talentvollen Knaben; in dem Chore bemerkte ich nur zwei Mädchen, die so lange liebenswürdig waren, bis sie sangen. Freund Tenor hatte die Malice, mich für den Tenoristen Mantius auszugeben, und fügte hinzu, ich sei gestern erst von Berlin gekommen, ziemlich angegriffen von der Reise, würde aber trotzdem mit Vergnügen eine Partie übernehmen.

Alle standen auf und verneigten sich, der Kantor trat mit vielen Verbeugungen an mich heran und überreichte mir eine Partie. Die Malice des Tenors war umso malitiöser, als Krähengesang süße Harmonie gegen meine Stimme ist.

Freund Baß hielt seine Partie an die meinige und baute auf diese Weise ein Dach, hinter welchem er sich vor Lachen ausschütten wollte. Mich aber hatte der Spaß ganz konfus gemacht, und erst, als der Komponist und Dirigent aufschlug und nun, statt der heiligen Klänge Straußische Walzermelodien Dich Gott lobten, da brach es aus, das lang verhaltene Lachen. Freund Baß brach mitten in einer Kadenz ab, hielt die Partie wieder vor den Kopf und lachte mit.

Nachdem die Probe so weit vorgeschritten war, daß nichts zusammenging und durchaus keine Harmonie herauskam, liefen alle Künstler in die Kirche und priesen Gott mit Straußischen Walzermelodien und disharmonischem Gesange. Nur Mantius ging um die Kirche herum, las die Inschriften der Grabmäler, sah die Slowaken im Grase knien und brünstig beten und kratzte in die halbverfallene Mauer:

Heiße Strahlen, heiße Strahlen
Fallen in den tiefen Schacht,
Und doch blickt aus den Gewölben
Eine kalte, finst're Nacht.

Auf, ihr Toten! auf, ihr Toten!
Sagt's dem armen Sänger hier;
Werden wir einst selig werden,
Leben oder schlafen wir?

Armer Sänger, armer Sänger!
Tönt es aus dem tiefen Schacht,
Heiße Strahlen wirft der Himmel
Aber unten bleibt es Nacht!

Die Kirche war aus; wir ließen unsere Röcke von einem Bauernknaben tragen und spazierten durch ein kühles, duftiges Wäldchen nach Weidlingau. Wieder treffliches Essen, guter Wein und frohe Menschen! Der Rückweg war noch reizender; unsere Gesellschaft hatte sich vergrößert, und die Sonne war milder geworden. Wir zogen unter schattigen Linden und Kastanien, singend an dem k. k. Tiergarten vorbei, der von einer weißen Mauer, drei Meilen im Umfange, eingeschlossen ist. Drinnen lagen und liefen Eber, Hirsche, Rehe und Hasen und freuten sich, daß sie kaiserlich waren. Niemand darf das Wild schießen. Nur als Don Miguel [97]) hier war, mußte man ihm täglich einige Tiere preisgeben, um seinen Blutdurst zu stillen. Das wilde Schwein lebte damals in ewiger Ungewißheit.

Der Mond war bereits über die schöne Schöpfung aufgegangen, und wir trabten noch immer über Höhen und Täler nach Hietzing. Hunderte von Equipagen und Fiakern fanden wir dort. In Dommayers Kasino, erleuchtet von unzähligen Laternen und Lampen, saßen schöne Damen und wiegten die Köpfe nach Straußischen Melodien; die Herren aber gingen dampfend auf und nieder und ließen Champagnerpfropfen knallen. Es war 11 Uhr.

*

Wenig Konditoreien sind in Wien und keine einzige, welche bedeutend wäre.

Das Kuchennaschen ist eigentlich nur Wahrzeichen eines Anfängers. Der echte Gourmand verachtet diese Kleinigkeitskrämerei. Er verkleistert seinen Magen nicht

mit Mehl, damit er mehr in der Botanik und Zoologie zu leisten vermag.

*

Frau von Weißenthurn hatte mich eingeladen, sie auf ihrem Landhäuschen in Hietzing zu besuchen. Diese Dichterin, der wir viele treffliche Lust- und Schauspiele verdanken, ist jetzt 62 Jahre alt, aber ohne alle Unappetitlichkeiten des weiblichen Alters, lebensfroh, geistreich und sauber. Sie ist Weib geblieben, kein schwerer Dragoner wie die Birch-Pfeiffer geworden.

Frau von W. gefällt sich nicht im Umgange von Scheusalen, Henkern, Saufbolden und rohen Gesellen, sondern das Dichten ist Bedürfnis ihrer Seele; sie hat das Leben studiert, tiefe Blicke in das menschliche Herz geworfen und freut sich der Welt, die ihr redliches, schönes Streben beifällig anerkannte. Und wenn der Frühling kommt, der alles gestorbene Leben wieder weckt, also auch ihr reizendes Gärtchen, besteigt sie den hölzernen Turm, welchen sie der schönen Aussicht wegen erbauen ließ, und blickt dankend zum Himmel auf.

Auf eben diesem Turme standen wir; sie umarmte mich, zeigte drüben nach dem Kirchhofe, und eine Träne rollte über ihre Wangen. Sophie Müller liegt dort.

*

Die Freiheit ist ein schönes Weib. England betrachtet es als eine Hausfrau. Nordamerika lebt in den Flitterwochen. Österreich ist ein Hagestolz. Preußen geht vorüber und kokettiert mit ihm. Frankreich betrachtet es als seine Maitresse. Spanien lebt in unglücklicher Ehe. Rußland ist ein Weiberhasser. Bayern hat einen Korb

bekommen. Mehrere konstitutionelle deutsche Staaten machen ihr den Hof.

*

Vom Leopoldstädter Theater ging ich neulich in eine nahe Bierstube. Hier saßen an einem Tische der Direktor, Franz Edler von Marinelli[98]), die beiden ersten Komiker, mehrere andere Schauspieler, der Ballettmeister, ein Groteskt=änzer, ein Mitglied des Orchesters, der Souffleur mit seiner Frau und der Dichter des Stückes, welches heute gegeben wurde, die Herren sämtlich in Hemdärmeln. Man sagte mir, daß diese Gesellschaft fast alle Abende beisammen wäre. Oh, die Wiener sind doch ein liebes, gemütliches Volk.

*

An Gemälden und Kupferstichen berühmter Künstler ist Wien unendlich reich; ich muß das Auskunftsbuch zur Hand nehmen, um mich aller Sammlungen zu er=innern, welche ich gesehen. Zuerst die k. k. Gemäldegalerie im Belvedere mit mehr als zweitausend Stücken, Werke italienischer Meister aus verschiedenen Epochen, aus der neueren Zeit, der frühesten und zweiten Epoche, der deutschen Kunst, der alt=rheinländischen, alt=flamändischen, der niederländischen Schule. Viele herrliche Gemälde von Correggio, Albrecht Dürer, Van Dyck, Rubens und Titian. Unter den neueren Werken zeichnen sich die österreichischen durch Geschmack aus, weniger durch tiefe poetische Auf=fassung. Von den Schulen zu Berlin und Düsseldorf habe ich nicht ein einziges gesehen.

Nun kommt die Kunstsammlung der k. k. Hof=bibliothek mit 300.000 Holzschnitten und Kupferstichen, die Sammlungen der Gemälde, Kupferstiche und Hand=

zeichnungen des Fürsten Esterházy von Galántha, des Fürsten von Liechtenstein, des Grafen von Czernin, von Schönborn-Buchheim und die überaus prächtige des ruhmgekrönten Feldherrn Erzherzog Karl. Viele große Zimmer des Palastes auf der Augustinerbastei sind mit kostbaren gebundenen Büchern der deutschen, englischen, spanischen, italienischen und französischen Literatur, mit teuren wissenschaftlichen Werken und mit 900 Portefeuilles gefüllt, welche über 150.000 Kupferstiche der berühmtesten Meister enthalten. Viele von unschätzbarem Werte. Albrecht Dürer ist hier vollständig. Die Sammlung der Zeichnungen besteht aus mehr als 14.000 Stücken, darunter viele von Michael Angelo, Andreas del Sarto, Raffael, Albrecht Dürer, Rubens, Rembrandt, Poussin, Claude Lorrain und anderen bis auf die neueste Zeit.

*

Selbst von dem Fidibus kann man auf die Kultur des Landes schließen. Man hat dergleichen hier nirgends, wie im Norden, von Papier; es sind lauter Holzspänchen. Im Norden wird also mehr geschrieben, hier mehr gekocht.

*

Lerchenfeld. Jubel der untersten Volksklassen, aber ohne Einmischung der Anständigkeit wie im Wurstelprater. Das Volksleben in seiner Wahrheit, ohne Veredlung. Hier schreien und singen die Harfenisten, reißen Zoten und lachen selbst darüber, dort wackelt der Polischinell. Bauern mit ihren Kindern, Gesellen mit ihren Liebsten, liederliche Dirnen, Taschenspieler, kurz: die zweite Auflage des Wurstelpraters, aber in Schweinsleder gebunden.

*

Kahlenberg und Leopoldsberg

Am achten Mai 1106, vielleicht ist es auch am neunten Mai gewesen, stand Leopold der Heilige mit seiner Gemahlin Agnes vor seinem Schlosse auf dem Leopoldsberge, zu dessen Füßen sich die Donau windet. Sie warfen ihre Blicke über das gesegnete Land, priesen Gott, der sie zu Herrschern desselben gemacht hatte, und gelobten, ihm ein neues Kloster zu stiften. Und wie sie noch darüber beratschlagten, kam ein Wind, riß den Schleier der Markgräfin von ihrem Kopfe und führte ihn über Höhen und Baumwipfel weit durch die Lüfte. „Wo der Schleier gefunden wird", schwur Leopold, „will ich das Kloster bauen!" Den Schleier aber fand man auf einer Holunderstaude, man lichtete den finstern Wiener Wald und gründete daselbst Klosterneuburg, berühmt wegen seines trefflichen Weins und seiner trefflichen Mönche.

Wir waren hinausgefahren, die mürrische Donau entlang, tranken uns im Wirtshaus voll 1819er und schritten nach dem Kloster, grau und altertümlich, aber immer rein und prächtig. Der würdige Prälat in Begleitung einiger Mönche führte uns selbst und scherzte und war voller Witz. Dieser Witz erstreckte sich sogar über Wunder und über die Denkwürdigkeiten der Leopoldskapelle, in welcher unter vielen andern kostbaren Dingen auch der Erzherzogshut von Österreich zu sehen. Als einer der Mönche die Schränke aufschloß, sagte der Prälat: „Nun, lieber Schatzmeister, schneiden Sie nicht so ungeheuer auf, wie es die Zicerone zu tun pflegen."

*

Die Gasthöfe in Wien sind überaus teuer und wenig bequem. Speisen und Getränke sind vorzüglich, aber die Bedienung ist schlecht. „Der Erzherzog Karl", „Der wilde Mann", „Der Schwan", „Die Kaiserin von Österreich", „Der römische Kaiser", „Der goldene Ochse" sind empfehlenswert. Von Norddeutschen wird namentlich das schöne Gasthaus „Zum goldenen Lamm" in der Praterstraße besucht.

*

Ich hörte schon oft das Wort Watschengesicht und konnte seine Bedeutung nicht ergründen. Gestern fragte ich Eduard, einen echten Wiener voll Lebenslust, äußerlicher Ruhe, Gemütlichkeit und — zuweilen a bissel grob. „Watscheng'sichter", erklärte er mir, „nennt man diejenigen Gesichter, welche einem so unangenehm erscheinen, daß sich unwillkürlich die Hand bewegt, ihnen eine Maulschelle, a Watschen, zu geben."

*

Die Hausherren spielen in Wien eine bedeutende Rolle, wahrscheinlich, weil sie mehr als in andern deutschen Städten mit Rollen zu spielen haben. Vor einem Hausherrn bückt sich der Wiener viel tiefer als vor einem Baron, denn so ein Mann, der zu Ostern und Michaeli von Stiege zu Stiege steigt und den Zins fordert, ist ein Kaiser in seinem kleinen Reich. — Von Hausfrauen hört man weniger in Wien.

*

Gestern fand die Huldigung des neuen Kaisers[99]) statt. Sie läßt sich nicht besonders darstellen, dazu waren viel zu viel Soldaten. Das Programm, welches die

politischen Zeitungen liefern, ist die beste Darstellung. Alles kam und ging nach dem Alphabete, Kaiser und Fürsten, Ritter und Priester, Staatsbeamte, der Hund und der Falk. Einige Male durchbrachen zwar die Bürger die Reihen der Soldaten, aber auch das machte wenig Eindruck. An den meisten Häusern, bei welchen der prächtige, glanzvolle Zug vorüberging, waren Gerüste erbaut, die beinahe durch die Last der Zuschauer zusammenbrachen. „Ich kann nicht sehen!“ rief nahe vor mir eine Frau ihrem Manne zu, der seinen schönen Standpunkt nicht verlassen wollte. „Warte, bis wieder gehuldigt wird“, antwortete dieser.

*

Wir waren in Schönbrunn. Ein schönes Lustschloß, der Garten im alten französischen Geschmacke. Die Bäume sind nicht mehr Bäume, sondern grüne Mauern; es ist alles zu regelmäßig, zu gesetzlich. Kunstvolle Natur und Bassingruppen, künstliche Ruinen und eine Gloriette mit der reizendsten Aussicht. An einem schönen Brunnen (daher der Name) steht ein kaiserlicher Diener und reicht dem Fremden einen Becher des reinsten Wassers. Auch Napoleon und sein Sohn haben aus dieser Quelle getrunken. Man zeigt die Fenster, an welchen der alte Cäsar gestanden. Man zeigt die Fenster, hinter denen der bleiche Jüngling gestorben ist. An einen Baum gelehnt schaute ich nach den historischen Fenstern hinauf und es war mir, als hörte ich das Webersche [100]) Lied mit Thruns [101]) ergreifenden Tönen singen:

Einst ward ein Knäblein geboren,
Zur Stadt an der Seine Strom,

Das trug schon in silberner Wiege
Die Königskrone von Rom.

Dem glich wohl keines auf Erden,
Von allen Kindern zugleich;
Der Vater wollt' ihm verlassen
Die Welt als ein königlich Reich.

Da zog, den Norden zu stürmen,
Der alte Cäsar hinaus,
Millionen führt' er von dannen,
Und wenige bracht' er nach Haus.

Das Zepter vom Schicksal zerbrochen,
Die Krone gerissen vom Haupt,
So ragt er auf einsamem Felsen,
Ein Eichstamm, kahl und entlaubt.

Und manchmal streckt er die Arme,
Dann rollt eine Träne gelind,
Dann seufzt er nach fernem Gestade:
Du armes, verlassenes Kind!

Das Kind, es hat alles verloren,
Die Krone, den Vater, die Welt,
Nicht den Namen durft' es behalten,
Den der Bube des Bettlers behält.

Dort draußen im einsamen Grabe
Liegt der tote Cäsar allein;
Es wünschet weinend der Knabe
Beim Vater begraben zu sein.

Da nahte nach langem Erscheinen
Dem Knaben der einzige Hort.
Bei Wien ward der Leichnam begraben,
Der Geist zog nach Helena fort.

Hier unter diesen Bäumen ist es oft gegangen, das arme Kind, der bleiche Kronprinz der Welt. Es durfte mit niemandem über seine Schmerzen sprechen, aber den Wolken, die nach Helena zogen, trug er Grüße und Tränen auf. Er trocknete seine Tränen, aber wenn er hinten nach der Menagerie kam und der gefangene Löwe brüllte, blutete ihm das Herz.

Nie war ich froh im Garten zu Schönbrunn. Eine geisterhafte Ruhe herrschte zwischen diesen grünen Mauern. Die Brunnen fließen wie Tränen, nur der gefangene Löwe brüllt von Zeit zu Zeit.

*

Man machte mich darauf aufmerksam, nicht den modernen Gottesdienst der deutschen Juden zu versäumen. In dem Hofe eines Hauses auf dem Kornmarkte steht die Synagoge, klein und ohne besondern Eindruck; innen ohne Pracht, mit dicht übereinandergebauten Logen, ohne Gemälde, ohne einen andern Schmuck als viele Lichter. Niemand durfte das Haupt entblößen, ein Fremder, welcher den Hut abzog, wurde sogleich ersucht, sich wieder zu bedecken. Jehova soll die hohen Prozente nicht sehen. Die Männer saßen unten, die Weiber oben; aller Blicke waren nach dem Altar gerichtet, an welchem ein Vorbeter sich beschäftigte. Es war ein alter Jude mit schneeweißem Haupte und weißem Barte, ein

solcher wie jene, die an den Ufern zu Babylon saßen und weinten, wenn sie an Zion dachten. Er betete in hebräischer Sprache, die Gemeinde betete ihm nach; das disharmonische unheilige Gemurmel entstand und währte fort, bis die Lithurgie begann. Ein junger, schöner Jude [102]) mit schwarzen, gescheitelten Haaren trat auf, richtete die großen schwermütigen Augen empor, verbeugte sich viele Male vor dem, der war, ist und sein wird, drehte der Gemeinde den Rücken zu und wurde bekränzt von 10 oder 12 Chorknaben, die sich in gleicher Weise situierten. Der schöne Jude hatte einen ungewöhnlich schönen, kräftigen, wohltönenden Bariton; ließe ihn die Gemeinde loß, er hätte schon lange im Kärntnertor-Theater gesungen und statt dem Jehova dem Duport gedient. Auch schien die weltliche Musik mehr nach seinem Geschmacke als die heilige, denn diese wurde von ihm dermaßen rossiniert und bellinisiert, daß mehrere unter den frommen Zuhörern mit Recht dachten: Wir sparen zwei Zwanziger, und wenn einst das Multiplikationsexempel dieses Lebens aufhört, kommen wir in Abrahams Schoß, weil wir fromm waren und den schönen Bariton hörten.

*

Das Militär Österreichs gefällt mir bei weitem weniger als das preußische und so oft ich einen Korporal-Stock sah, wendete ich mich mit Abscheu fort. Die Kavallerie, größtenteils reich gekleidet, mit starken kräftigen Pferden und Helmen hat etwas kriegerisches, dagegen blickt aus den meisten Regimentern der Infanterie, namentlich aus den ungarischen Grenadieren, das Philister-

tum heraus. Man sieht die Helme der Soldaten oft mit grünen Eichenblättern geschmückt, ein hübsches Zeichen des Friedens und deutscher Treue. Die Offiziere werden von den Wienern wenig beachtet. Von einer solchen Auszeichnung wie sie die Offiziere nordischer Staaten genießen, oder besser genießen sollten, ist hier keine Rede. Sie mischen sich unter die Bürger und haben deren schlichte Sitte.

*

Witthauer[103]), der jetzige Redakteur der Wiener Zeitschrift für Mode usw., welche unter der strengsten Zensur steht, in die höchsten Zirkel Wiens geht und daher ihres etwas pedantischen, allzu ernsten Tones wegen hinreichend entschuldigt ist, ist der geachtetste Rezensent in Wien, vielleicht der einzige, welcher unbestechlich ist. Er schützt mit eiserner Hand die besseren dramatischen Schriftsteller und schlägt die Sudeleien der sogenannten Volksdichter mit tiefer Verachtung. In ihm ist das Streben, der gute Wille für die wahre Kunst unverkennbar, die anderen Rezensenten sind größtenteils Geschäftsleute.

*

Die verbreitetste Zeitschrift von allen Zeitschriften Österreichs ist die Wiener Theaterzeitung. Man weiß, daß sie in ganz Deutschland gelesen wird und Bäuerle ist daher ein Mann von großem Einflusse, ein Mann, der mehr als eine Papiermühle beschäftigt, der loben und tadeln kann nach seiner Überzeugung, und vielleicht noch etwas drüber. Er ist ein Redakteur comme il faut, das muß ihm der Neid lassen und ich umsomehr. Er schreibt selbst nichts, sondern reguliert nur, er hält viele franzö-

fische, einige italienische und fast alle deutschen Zeitungen, Zeitschriften, Flug- und Fluchblätter, nimmt den Rotstift und streicht dem geheimen Sekretär diejenigen Artikel an, welche würdig sind, seine Blätter zu füllen. Er weiß seine Mitarbeiter an den rechten Fleck zu stellen und hat nur solche Mitarbeiter, deren Charakterfestigkeit die Besetzung eines leicht zu nehmenden Vorwerks ist, die mit klingendem Spiele von Herzen gern abzieht. Um Streitigkeiten und deren böse Folgen für das Journal zu vermeiden, ladet er häufig sämtliche Mitarbeiter nach seinem hübschen Landgütchen oder nach Dommayers Kasino ein, läßt sie dort trefflich speisen und flößt ihnen Einigkeit mit 1819er Klosterneuburger, schäumendem Mumm, Gießler & Comp. oder Van der Wecken ein. Zwei Stunden des Tages nur ist es den fremden und einheimischen Künstlern und Geschäftsleuten vergönnt, den Mann zu sprechen, von welchem ihr Wohl für den Aufenthalt in der einzigen Kaiserstadt und in allen Provinzen des Cäsarenreiches abhängt. Einer der Sekretäre hat dich gemeldet, die Türe öffnet sich, der kräftige, gesunde Wiener mit seinem frischen Gesichte tritt dir entgegen, hüllt dich in Artigkeiten, umspielt dich mit Hoffnungen, kränzt dich mit Lorbeer, ist zu allem bereit, ladet dich ein, schlägt keine Bitte ab, macht es wie die meisten Minister. Ob später alles in Erfüllung geht, ob selbst seine Freundschaft, die besondere Aufmerksamkeit für dich, nicht mit dir zur Tür hinausgegangen, ist eine andere Frage; ein Redakteur in Österreich kann hundertmal wollen und vielleicht nur einmal effektuieren. Das Dichten hat Bäuerle aufgegeben, seitdem er in seiner glänzenden blauen Equipage durch die Straßen,

von tausend Pränumeranten belebt, jagt und den selbstzufriedenen Blick auf einer Menge ruhen läßt, die Gott unstreitig werden ließ, um seine Wiener Theaterzeitung zu lesen. Staberle, der Kutscher, sitzt auf dem Bocke und knallt mit der Peitsche, als ob die beiden braunen Pegasusse in den Himmel fliegen sollten, die sich doch niemals über Wien erheben konnten. Holla, aus dem Wege! Der Ehrenbürger von sieben Städten fährt hier, der Beherrscher von Lob und Tadel, der Schöpfer des Staberle, der frische, fröhliche Bäuerle.

Ihm zur Seite sitzt sein Hauptmitarbeiter, eine lange Figur mit blonder, lockiger Perücke, schwarzem Schnurrbarte und silberner Brille. Seine Augen sind blitzend wie der Witz. Sie flackern schnell auf und schließen sich wieder; auf dem unreinen Tone seines Gesichtes macht sich eine Nase breit und droht, wie ein hervorragender Felsen alle Augenblicke in das Schwarze Meer seines Mundes zu stürzen und die Weisheit seiner Zähne zu beschämen. Es ist Saphir, der wortwitzige Saphir.

Merkwürdig: obgleich vielfach verachtet, ist dieser Journalist doch im ganzen übrigen Deutschland besser beurteilt als in Österreich, wo man nicht einmal von seinen Witzen etwas wissen will. Man nennt ihn einen herzlosen, faden Tagschreiber, und wird gar von seinem Charakter gesprochen, so setzt man die Humanität beiseite und schimpft. Müßte ich nicht gegen meine innerste Überzeugung sprechen, ich würde Saphir verteidigen, allein ich kann's als redlicher Beurteiler nicht.

Saphir hat Aufsehen in Deutschland gemacht, als die naive, d. h. die dumme Zeit war. Als man sich eines

Wortwitzes oder einer hübschen Larve, einer beweglichen Kehle wegen von der Ostsee bis hinter die Alpen das Haar ausriß. Jene Zeit ist vorüber. Eine ernstere, bedeutungsvollere ist heraufgerückt, und die Nichtigkeit Saphirs blickt uns wie ein hohles Gespenst aus jeder Zeile seiner Tagesschreibereien an. Niemals hatte er ein edles Streben. Niemals hat er das Gottesblut in sich gefühlt. Es war ihm von jeher nur um Aufsehen zu tun. Er leugnet und besudelt das Heiligste, um einen Witz anzubringen, (und was ist leichter?) und kokettiert im nächsten Augenblicke auf so widerliche Weise mit Gemüt, Religion und Gott weiß was, daß einem gesunden Menschen vieles näher ist als Rührung. Er ist durch und durch Verzerrung, Gespreiztheit, Affektation. Es fehlt ihm an Weltanschauung, an Tiefe, an philosophischer, ästhetischer Bildung, an Intension; er tappt so lange zwischen Gott und Sonne, Mond und Sternen, Büchern, Speisen, Frauen, Männern, Pflanzen und Tieren umher, bis er einen Witz, eine Antithese, eine Aphorisme gefunden, und um diese opfert er Wahrheit, Charakteristik, Form und Schönheit auf. Er ist das unter den Schriftstellern, was Johann Nestroy unter den dramatischen Spaßmachern ist. Er jeanpaulisiert, er besteigt den Liechtenberg, er hippelt, er läßt Sternschnuppen. Aus alten und neuen Büchern nimmt er das Gold und vergoldet sein Kupfer. Dabei schreibt Saphir ein schlechtes Deutsch. Sein Stil ist zwar lebendig wie die Straßen in Wien, aber eben so krumm und eckig, nachlässig, ohne Eleganz und voller Schwulst.

Im Sammler und Wanderer, zwei Journalen, welche eigentlich keine Beachtung verdienen, tut sich ein junger

Schriftsteller namens Wiest[104]) hervor; ein geistreicher, talentvoller Mensch, der bedeutend werden könnte, sobald er über die Berge wandern und Erfahrungen sammeln möchte. Er und sein Talent müssen erst Charakter bekommen, bis jetzt ist er ein literarischer Windbeutel, wenn auch ein liebenswürdiger.

Österreich

Ist es nicht fast, wenn man diesen Namen in Norddeutschland ausspricht, als wäre vom Lande der Hyperboräer die Rede, als läge es jenseits der ripäischen Gebirge? Wird man nicht unwillkürlich dabei an Shakespeares Wintermärchen erinnert, in welchem man nach dem Lande Bohemia auf einem Schiffe fährt? Paßt das nicht vollkommen auf Österreich, diese geistige Atlantis, von welcher wunderbare Hölzer, unbekannte Blüten nach dem fernen Kontinente herübergeschwommen und dunkle Ahnungen einer neuen Welt erregt haben? Schwache Erinnerungen, daß einst in der Geschichte der Name Österreich gelebt und geblüht habe! Ja, sagt man in Norddeutschland, ich erinnere mich, als ich noch ein Kind war, da las ich diesen Namen. Mein Gedächtnis frischt sich auf. Ja, es gab ein Land Österreich, und es wurde oft erwähnt in dicken staubigen Büchern. Ich las von vielen Kaisern, doch ihre Namen habe ich vergessen, ich las von einer Burg, auf welcher diese Kaiser thronten, auf welche die Welt mit Furcht und Zittern blickte. Wo ist dies Land hingekommen? Wie ist es der Gegenwart so entfremdet? Schade, daß ich keinen Atlas bei der Hand habe, vielleicht fände ich's darin. O, wie groß muß das Meer sein, wie undurchdringlich! Österreichs Kolumbus,

wo weilst du? Es gilt einen neuen Weltteil zu entdecken, es gilt das Gebiet des Geistes zu erweitern, neue Räume mit seinem Hauche zu beleben, es gilt, die Wohltaten der Kultur, eine Bildung, welche für uns etwas Alltägliches sind und unser ganzes Leben durchdringen, über reiche Gefilde auszubreiten, welche die Wolken noch unsern Blicken verhüllen. Es müssen reiche, blühende Gefilde sein, die bunten Vögel, welche von dort kommen, singen es! Ein neues Amerika ist zu entdecken! Die Fahrt ist weit, das trennende Meer unermeßlich, aber reich ist der Lohn, unendlicher Ruhm erwartet dich! Sieh hin, Kolumbus! Unsere Blicke folgen dir teilnehmend vom Gestade, unsere Wünsche begleiten deinen Zug wie die Seevögel, mit Sehnsucht harren wir deiner Rückkehr und der Kunde von jener fabelhaften terra incognita, um das Menschengeschlecht jenseits des Ozeans in unsere Arme zu schließen, um die alte Atlantis lebendig und frisch aus dem dämmernden Lichte der Sage, aus dem weiten Meere der Vergangenheit auftauchen zu sehen. Fahre hin, kühner Segler! Oder wäre der trennende Raum eine Wüste, welche die blühende Oase umschloß? Wehte der Hauch des Todes darüber? Dann, kühner Wanderer, zittern wir für dich!

Und die ultraliberalen Wortführer sagen: Österreich ist das europäische China, eine hohe unermeßliche Mauer läuft rings herum. Geist der Zeit, bewegliches, flüssiges Element, zehrend wie die Luft, dich rufen wir an, nage daran mit scharfem Zahne, daß sie in Trümmer sinke, diese Mauer, und Efeu sich emporwinde aus dem morschen Schutte, daß neues Leben, üppige Vegetation den Ruinen entwachsen!

Es ist eine auffallende Erscheinung, dieses Österreich, sagt man in Norddeutschland. Während ringsumher von der Meerenge von Gibraltar bis zu dem Irischen Meere und der Ostsee Europa in den Geburtswehen einer neuen Zeit liegt, während alles krampfhaft durchzuckt ist und fieberhaft erbebt, während überall das moderne Leben sich in den härtesten Gegensätzen abarbeitet, überall neue Zustände, neue soziale Verhältnisse sich hervorbilden, Spekulationen aller Art erwachen, findet sich dort absolute Ruhe, verstummt dort der wilde Löwe, ermattet dort der ungestüme Lauf der Bewegung. Ist es nicht, als ob an den Ufern des Inn und an den böhmischen Gebirgen sich der Strom der Zeit bräche? Hier sind die Dämme, welche den Fortschritt aufhalten! Das Flußgebiet der Donau, die Ebene des Karpath sollten schon die Vorläufer der skythischen Steppen, des eisigen Sibirien sein.

Österreich ist ein schlafender Riese; es ist das Bild des Mannes, den der Zufall in eine Höhle führt, wo ihn hundertjähriger Schlaf fesselt. Als er erwacht, glaubt er nur kurze Zeit geschlummert zu haben, aber der Unglückliche findet alles um sich her verändert, seine Verwandten sind tot, seine Umgebung ihm entfremdet, sein Herz verwaist, niemand versteht seine Sprache, man verlacht seine Sitten, er hat seine Zeit verschlafen! Unglückseliger Mensch, der du hundert Jahre deine Augen in jener Höhle geschlossen hast, ermorde dich! Keiner hat die Stimme des männerwürgenden Ares, um dir zuzurufen: Erwache! Wie sollte das schwache Wort zu dir dringen durch tausend hemmende Schranken! Die eilenden Lüfte hätten sie bitten

müssen; eilende Lüfte, euch kann niemand fesseln, wehet frei! Wehet morgendlich frisch! Stürme! Reißet nieder!

Die neue Zeit hat eine unverwüstliche Lebenskraft, Unsterblichkeit. Sie wird morsch, sie schrumpft zusammen, sie scheint zu altern, aber nur um sich zu verjüngen, um eine neuere und vollendetere Gestalt anzunehmen. Das ist das unvergängliche Erbteil des germanischen Nordens, sich im Besitze der Geschlechter zu erhalten, lebendiger Organismus zu sein. Ein neuer Gedanke fährt in den abgelebten Körper, und er blüht wieder auf. Schon einmal war die Zeit alt geworden, der Geist der Masse, und mit seiner Regeneration fängt die neuere Geschichte an. Die Kirche, das Reich des Geistes auf Erden, war verkommen, in Pracht und Herrlichkeit untergegangen, der freie Flug des Gedankens durch verrostete Autoritäten gehemmt, der Moder der Weltlichkeit hatte das Reich des Himmels infiziert.

Das ist das unsterbliche Verdienst des Protestantismus, den Menschen aus den Fesseln der Kirche erlöst, ihn auf sich selbst hingewiesen zu haben, an die Stelle einer menschlichen Autorität die göttliche zu setzen. Auch nach Österreich drang die neue Lehre; die Heimat von Johann Hus nahm sie begierig auf, und von dort verbreitete sie sich unaufhaltsam über das ganze Land. Damals, Österreich! war eine deiner gefährlichsten Stunden, als die böhmischen Rebellen, verbunden mit den niederösterreichischen, gegen deine Hauptstadt heranzogen, damals wankte die Kaiserburg in ihrem tiefsten Grunde. Wenn die bekannte Sage von Bouquois' Dragonern wahr ist, so kann man diese Retter des Vaterlandes nicht genügend belohnen. Man müßte sie einbalsamieren. Jedem einzelnen

eine Statue errichten, denn von hier an beginnt der Wendepunkt der Geschichte, von diesem Augenblicke an tritt ein neuer Umschwung der Verhältnisse ein, wird die Bewegung retrograde.

In der Tat, die Geschichte würde einen ganz andern Gang genommen haben, für Österreich eine neue Zukunft entstanden sein, wenn der Protestantismus hindurchgedrungen wäre. Österreichisch-protestantisch! Welch ein unendlicher Stoff für Betrachtungen, für die mannigfaltigsten Vermutungen, für neue Weltgestaltungen! O Bouquois' Dragoner! Mein Herz ist schwer, wenn ich an euch denke!

Die kirchliche Revolution ist stabil geworden, nachdem sie sich eine Wirklichkeit gegründet, und der Geist stürmt unaufhaltsam weiter. Das religiöse Interesse ist nicht mehr das Bewegende unserer Zeit; Streitigkeiten um den Glauben bringen keine Schwerter aus der Stadt. Der germanische Norden hat seine Revolution gemacht. Schon ist die Morgenröte eines neuen Tages heraufgezogen, neue Gegensätze, neuer Kampf bewegt das Jahrhundert, aber das neue und alte haben andere Namen bekommen; sie heißen nicht Protestantismus und Katholizismus. Die Revolution des XVI. Jahrhunderts bewegt sich auf dem Gebiete der Religion, ihr Streben ist, den Absolutismus der Kirche aufzulösen, den Statthalter Gottes zu entthronen.

Die moderne Zeit ist viel zu reich, als daß sie in einer Revolution erschöpft wäre, der Gährungsstoff ist viel zu mannigfaltig, als daß eine Eruption ihn zu beseitigen hinreichte. Die Gegensätze sind jetzt erstarrt und

Der erſte Mai auf dem Tivoli

fest geworden, die Christenheit ist in eine Zweiheit gespalten: die protestantische und die katholische Welt. Mit dem Jahre 1789 fängt eine neue Geschichte und die zweite Revolution an, nämlich die politische. Der Absolutismus hatte das relative Verdienst, die disjecta membra des Staates, welche die Feudal-Monarchie darstellt, zu einer Einheit verschmolzen, sie in der Person des Monarchen konzentriert zu haben. Jetzt handelt es sich darum, das l'Etat c'est moi aufzulösen, diesen Saturn, welcher seine Kinder verschlungen, wider seinen Willen zu entbinden, die einzelnen Staatsgewalten aus der Persönlichkeit des Monarchen hervorzuholen und zur Selbständigkeit gelangen zu lassen. Die politische Reformation geht von den Ländern aus, wo die kirchliche sich nicht hat zum Siege hervorarbeiten können; die romanischen Völker nehmen sich ihrer an. Sie hat sich noch nicht durchgesetzt und ist vielleicht, eben wie die Reformation, bestimmt, nur einen Teil Europas sich zu gewinnen. Sie kann nichts Besseres wünschen, als bekämpft zu werden, lebhaften Widerstand zu finden; ein Zeichen, daß sie noch nicht zu ihrem Wege gelangt ist, um anderen Bestrebungen Platz zu machen. Die dritte Revolution ist kaum angedeutet, vielleicht aber die wichtigste von allen. Sie ist die Aufgabe der Zukunft, denn unsere Zeit hat noch keinen Sinn dafür; es ist die soziale Reform, in welcher die kommenden Geschlechter ihre Kräfte üben werden.

Österreich neigt sich der kirchlichen Reform entgegen, aber durch die sonderbarste Verkettung wurde dieselbe hier erstickt; hier bildete sich der Mittelpunkt der Reaktion, welche die Geistesfreiheit so hartnäckig bekämpfte, ohne

sie erdrücken zu können. Böhmen, das Vaterland des Johannes Hus, wo das Abendmahl unter zweierlei Gestalten gereicht wurde, ertönt jetzt von katholischen Messen, prangt von Heiligenbildern. Mit den Kirchen von Braunau und Klostergrab wurde auch der gesamte Protestantismus erstickt.

Der zweiten Bewegung ist Österreich durchaus fremd geblieben; während das ganze gebildete Europa der politischen Emanzipation mit Enthusiasmus zufiel, regte sich hier kein Laut der Teilnahme: Österreich allein besitzt keine Ansteckungsfähigkeit. Hierher allein hat der moderne Geist sich nicht Bahn brechen können. Hier herrscht noch die sogenannte goldene Zeit, nachdem sie von der übrigen Erde verschwunden, hier ist der heitere Genuß, unbefangene Lust ohne Reflexion, fast ohne Bewußtsein.

Und sollt' ich Kaiser sein auf Erden,
Das Österreich müßte meines werden!

Wenn von Österreich alle Stürme der Revolution abgeprallt sind und der moderne Geist vergebens um Einlaß bittet, so bietet uns seine Geschichte in der Person Josefs II. das umgekehrte nicht weniger auffallende Beispiel dar: einen revolutionierenden Fürsten, dessen Bestrebungen an der konservativen Gesinnung seines Volkes unbesiegbaren Widerstand finden. Die Krankheit der Zeit ist in Österreich noch nicht zum Ausbruche gekommen, daher auch ihre Heilung in unabsehbarer Ferne. Das allgemeine, der Gedanke, wird vom materiellen Genusse verdrängt; seit fünfzig Jahren ist zwischen diesem

Lande und dem übrigen Europa eine unermeßliche Scheidewand aufgetürmt. Österreich ist noch nicht reif für die Interessen der Zeit, es nimmt keinen Anteil an den Bewegungen des Jahrhunderts, das hat es hinlänglich bewiesen. Die Fülle des Körpers erstickt das Leben des Geistes; Österreich ist ein dicker, lustiger Pächter. Der Gedanke ist abgesperrt und die freie Luft erbebt, wenn sie sich Österreichs Grenzen nähert. Hier ist das non plus ultra, und das Wesen des Geistes ist doch Mitteilung und Bewegung.

„Einseitig", sagen viele andere, „wäre es, allein die negative Seite hervorheben zu wollen; ein Staat von so ungeheurer Macht, von so unerschöpflichen Hilfsquellen muß auch eine positive Basis haben. Dadurch, daß er existiert, so lange existiert und so verschiedenartige Momente in sich vereint, beweist er eine innere Kraft, ein energisches Leben. Kein Staat hat vielleicht so viele Stürme bebestanden, so oft sich am Rande des Abgrundes befunden, und doch ist er aus allen Kämpfen siegreich hervorgegangen und hat jede schlimme Lage zu seinem Vorteile zu wenden gewußt. Das zeugt von einer großen Intensität und Energie, und von einer Idee, welche dies weite Gebäude zusammenhält, von einer Seele, die den großen Körper belebt. Fragen wir die Geschichte. Österreich hat eine große und ruhmvolle Aufgabe erfüllt, es arbeitet an einer anderen, die wir im Verlaufe weiter ausführen wollen. Österreichs weltgeschichtliche Bestimmung war eine doppelte: Vormauer zu sein gegen den Erbfeind der Christenheit, und in der politischen Wagschale das Gegengewicht gegen Frankreichs um sich greifende Macht zu bilden.

Für diese beiden Verdienste schuldet ihm Europa ewigen Dank. An Wiens Mauern hat sich der gegen Deutschland sich heranwälzende Strom des Islams gebrochen; wer weiß, ob das Christentum nicht in Staub gesunken wäre und mit ihm die ganze aus demselben hervorgegangene Bildung, hätten hier die Türken nicht eine so konzentrierte Macht auf ihrem Wege gefunden. Wir würden vielleicht zu Allah und seinen Propheten beten und Deutschland ein Sandschakat der Hohen Pforte sein. Das war seit Karl V. Österreichs glanzvollste Periode, als Prinz Eugens Geist die osmanische Macht zertrümmerte und ihr jedes Austreten aus ihren Grenzen für immer unmöglich machte.

Es kommt darauf an, Österreichs wesentliche Bedeutung zu fassen und seinen positiven Inhalt herauszuheben; so fern es auch seiner Zeit, legt es doch unbewußt, vielleicht im Interesse seines Selbst zu handeln glaubend, an den Bestrebungen derselben Hand an. Seine Tendenz ist zum Teil aus seiner Lage zu begreifen. Im Süden blickt es in Italien hinein, und von hier aus ist wohl eine Erweiterung desselben zu erwarten. Italien, dessen Blüte dem Mittelalter zufällt, kann wohl in seiner Zersplitterung und Isolierung dieser konsolidierten Macht, und noch dazu ohne belebende und zeitgemäße Idee, keinen Widerstand entgegensetzen. Der Mittelpunkt der Monarchie ist germanisch und um diesen reihen sich im Norden, Osten und Süden verschiedene slawische Nationalitäten. Österreichs Bestimmung ist, diese verschiedenen Momente zu assimilieren, sie von der Mitte heraus mit einem gemeinsamen Geiste zu durchdringen. Kein Zweifel,

daß diese verschiedenen Elemente ihre Rauhigkeiten aneinander abschleifen und ihre Eigentümlichkeiten aufgeben werden. Das ist der Lauf der Weltgeschichte: Die Völkerindividualitäten gehen unter, um neue aus sich zu gebären. So gehört Österreich der neueren Geschichte an und steht nicht ganz außerhalb seiner Zeit, denn auch das eigentümliche dieser ist: die nationalen Gegensätze abzuschleifen und sie der Herrschaft von Ideen zu unterwerfen. Österreich arbeitet daran, aus seinen widersprechenden Elementen ein organisches Ganzes zu bilden, es arbeitet an seiner eigenen Individualität, das ist ein lebender Gedanke, das ist seine Gegenwart und seine nächste Zukunft. Wie es einst der Verfechter der Christenheit gegen die Angriffe des Islams war, hat es auch jetzt die Vorhut gegen den erwachenden Osten, denn es gibt in Europa noch eine dritte Völkergruppe, die noch keine Geschichte gehabt, aber eine zu haben wünscht. Die Vergangenheit des slawischen Ostens besteht im innern Konflikt, sein Ziel war die Konzentration zu einem imposanten Ganzen, um mit der germanischen Welt in Konflikt zu treten. Schon blickt es — sein erstes Ziel ist erreicht — lüstern nach den Schätzen und der Bildung des Westens, der Feind steht an den Grenzen, furchtbarer als die Türken, weil er nicht deren Selbstgenügsamkeit und Zurückweisen des Fremden hat; fehlt ihm auch die germanische Innerlichkeit und Produktivität, so ist ihm dafür eine unglaubliche Bildungsfähigkeit und Geschmeidigkeit zuteil geworden.

Österreich ist der patriarchalische Staat der neueren Zeit, wo die unmündigen Kinder dem Vater ihr Wohl

vertrauensvoll in die Hände legen, ohne weitere Garantie als die, welche ihnen seine väterliche Gesinnung darbietet."

So sprechen sie. Ich aber malte euch den Mittelpunkt des großen blühenden Reiches, nun prüfet alles und das Beste behaltet.

Anmerkungen

[1]) Karl X. König von Frankreich 1757—1836, regierte von 1824—1830 und wurde durch die Juli-Revolution entthront.

[2]) Marie Thereſe Charlotte Herzogin von Angoulême 1778—1851. Napoleon bezeichnete ſie als „den einzigen Mann unter den Bourbonen".

[3]) Auguſte Jules Graf, ſpäter Fürſt von Polignac 1780—1847. Miniſterpräſident unter Karl X. P. war der Urheber der verhängnisvollen Ordonnanzen, die den Anſtoß zur Juli-Revolution gaben.

[4]) Philipp Taglioni 1777—1871, der berühmte Ballettänzer und Stammvater der weitverzweigten Tänzerfamilie.

[5]) Joſef Graf Sedlnitzky von Choltitz 1778—1855, der berüchtigte Wiener Polizeipräſident unter Metternich.

[6]) Franz Morelly 1810—1859, ein ſehr beliebter Komponiſt von Wiener Tanzmuſik.

[7]) Wolfgang Menzel 1798—1873, Literaturhiſtoriker, der durch ſeine Gegnerſchaft gegen Goethe und das Junge Deutſchland bekannt iſt.

[8]) Johann Heinrich Daniel Zſchokke 1771—1848, Dichter und Hiſtoriker, geboren in Magdeburg, der in der Schweiz als Politiker eine hervorragende politiſche Rolle ſpielte.

[9]) Anton Alexander Graf von Auersperg (Anaſtaſius Grün) 1806—1876, der berühmte öſterreichiſche Dichter.

[10]) Louis Antoine Duport 1783—1853, war zuerſt Tänzer und Ballettmeiſter am Kärntnertortheater, dann von 1826—1828 Pächter und von 1830—1836 Direktor des Inſtitutes.

[11]) Karl Bernbrunn, Pseudonym Carl Carl, 1787—1854, ursprünglich Offizier, dann Schauspieler und Theaterdirektor, als solcher Erbauer des Carltheaters in Wien. Er war der Schöpfer der Figur des „Staberl".

[12]) Julie Rettich 1809—1866, die berühmte Tragödin des Wiener Burgtheaters.

[13]) In den „Bemerkungen über das Zivilspital und die Vieharzneischule nebst eingestreuten Reflexionen über Mediziner und Medizinalanstalten in Wien" von (Jonas) 1788 heißt es in einer längeren Ausführung über die in Wien so häufige Lungenschwindsucht: „Aber mehr als alles dies trägt hier das sogenannte deutsche Tanzen zur Entstehung dieser Krankheit bei. Dieser Tanz ist eigentlich eine gemäßigte Art von Walzen, und alle Österreicher lieben denselben bis zur Raserei."

[14]) Ludwig I. König von Bayern 1786—1868, der Förderer von Kunst und Wissenschaften, als Dichter von recht zweifelhafter Bedeutung. Der König legte im Jahre 1848 wegen seiner Beziehungen zu Lola Montez die Regierung nieder. Er war vermählt mit Therese von Sachsen-Hildburghausen 1792—1854.

[15]) Otto I. König von Griechenland 1815—1867, regierte von 1833—1862.

[16]) Nikolaus I. Pawlowitsch 1796—1855, Kaiser von Rußland.

[17]) Die 1798 von Johann Friedrich Cotta in Augsburg gegründete, einst sehr einflußreiche „Allgemeine Zeitung".

[18]) Ernst Raupach 1784—1852, deutscher Dramatiker; als einziges von seinen sonst ganz vergessenen zahlreichen Bühnenwerken hat sich noch „Der Müller und sein Kind" auf dem Wiener Repertoire erhalten.

[19]) Gasparo Spontini 1774—1851, berühmter Komponist, war von 1820—1842 königlicher Generalmusikdirektor in Berlin.

[20]) Karl Leberecht Immermann 1796—1840, der bekannte deutsche Dramatiker und Lyriker.

[21]) Adam Gottlob Oehlenschläger 1779—1850, sehr fruchtbarer, aber trotzdem bedeutender dänischer Dichter.

[22]) Josef Christian Freiherr von Zedlitz 1790—1862, war zuerst Offizier, dann Diplomat. Verfaßte zahlreiche jetzt ganz verschollene Theaterstücke, während seine lyrischen Dichtungen noch gerne gelesen werden.

[23]) Christian Dietrich Grabbe 1801—1836, der erst lange nach seinem Tode nach Verdienst gewürdigte deutsche Bühnendichter.

[24]) Maria Amalia Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen 1794—1870, schrieb unter dem Namen „Amalie Heiter" eine große Zahl oft aufgeführter Theaterstücke heiteren Inhaltes.

[25]) Karl Ludwig Blum 1786—1844, erfolgreicher Komponist und Lustspieldichter.

[26]) Franz Ignaz Holbein Edler von Holbeinsberg 1799—1855, österreichischer Schauspieler und Theaterdichter, war von 1841—1849 als unmittelbarer Vorgänger Laubes Direktor des Burgtheaters.

[27]) Karl Töpfer 1792—1871, Schauspieler und Lustspieldichter. Einzelne seiner Stücke haben sich noch auf dem Spielplane erhalten.

[28]) August Heinrich Julius Lafontaine 1758—1831, Verfasser einer Unzahl seichter und rührseliger Familienromane.

[29]) Karl von Holtei 1798—1880, der bekannte Dramatiker und Dichter.

[30]) Johann Ludwig Deinhardstein 1794—1859, sehr gewandter, einst viel aufgeführter österreichischer Theaterdichter.

[31]) Charlotte Birch-Pfeiffer 1800—1868, die sehr fleißige, sehr erfolgreiche Roman- und Bühnendichterin, deren Name eine ganze, heute nicht mehr erträgliche Literaturgattung bezeichnet.

[32]) Josef Schreyvogel 1768—1832, (Pseudonym Thomas West oder Karl August West), Dichter und, mit Ausnahme Laubes, der bedeutendste Leiter, den das Wiener Burgtheater jemals besessen hat.

[33]) Johann Daniel Ludwig Löwe 1795—1871, der berühmte Heldendarsteller des Burgtheaters.

[34]) Ludwig Angely 1787—1835, Komiker sowie erfolgreicher Übersetzer und Bearbeiter französischer Lustspiele.

[35]) Franz August Kurländer 1777—1837, ziemlich unbedeutender, heute ganz vergessener österreichischer Bühnenschriftsteller.

[36]) Die von Adolf Bäuerle, 1784—1859, gegründete und redigierte „Wiener Allgemeine Theaterzeitung", die im Vormärz trotz ihres entsetzlich schalen Inhaltes das meistgelesene Blatt Österreichs war.

[37]) Karl Wilhelm Koch 1783—1860, Wiener Kaufmann und Lustspieldichter.

[38]) Johanna Franul von Weissenthurn 1773—1845, österreichische Tragödin und Bühnendichterin, deren Werke einst großen Beifall fanden und das Repertoire des Burgtheaters beherrschten.

[39]) Wenzel Lembert 1780—1851, Theaterdichter und Schauspieler.

[40]) Heinrich Anschütz 1785—1865, der große Charakter- und Heldendarsteller des Burgtheaters.

[41]) Maximilian Korn 1782—1854, einst als Burgschauspieler sehr beliebter Künstler.

[42]) Karl Fichtner 1805—1873, der berühmte Liebhaber des Burgtheaters.

[43]) Karl Laroche 1794—1884, vielleicht der vielseitigste Schauspieler des Burgtheaters, dessen Rollenkreis eigentlich unbegrenzt war.

[44]) Karl Ludwig Costenoble 1769—1837, Regisseur und Charakterdarsteller am Burgtheater. Hinterließ theatergeschichtlich sehr wertvolle Erinnerungen.

[45]) Adolf Herzfeld 1800—1874, Bonvivant des Burgtheaters.

[46]) Karl Wilhelm Lucas 1803—1857, einer der beliebtesten Künstler des Burgtheaters, besonders in Bonvivantrollen.

[47]) Nikolaus Heurteur 1781—1844, Heldendarsteller am Burgtheater.

[48]) Antonie Fournier 1809—1882. Sentimentale Liebhaberin des Burgtheaters.

[49]) Sophie Müller 1805—1803, die in der Blüte ihrer Jahre verstorbene, einst ungemein beliebte Naive des Burgtheaters.

[50]) Karoline Müller 1806—?, berühmte Salondame des Burgtheaters.

[51]) Betty Pistor, Geburtsjahr unbekannt, gestorben 1866, Sentimentale des Burgtheaters.

[52]) Therese Peche 1806—1882, einst sehr gefeierte Sentimentale des Burgtheaters.

[53]) Elise Fichtner 1809—1889, Tochter des Schauspielerehepaares Koberwein. Sentimentale des Burgtheaters, Gattin Karl Fichtners.

[54]) Julie Sophie Löwe 1786—1849, Schwester Ludwig Löwes, die einst sehr gefeierte Salondame des Burgtheaters.

[55]) Emilie Anschütz 1795—1866, Naive des Burgtheaters. Sie galt für das beste Käthchen von Heilbronn.

[56]) Mathilde Wildauer 1820—1878, Schauspielerin und Sängerin, die gleichzeitig an der Wiener Oper und am Burgtheater engagiert war.

[57]) Sophie Schröder 1781—1868, die berühmteste Tragödin des alten Burgtheaters.

[58]) Ein Operndirigent dieses Namens war weder im Staatshandbuche, noch in den Theateralmanachen der Zeit zu finden. Vielleicht ist Georg Helmesberger 1802—1873 gemeint, der 1830 Dirigent des Opernorchesters in Wien wurde.

[59]) Ludwig Wilhelm Reuling 1802—1879, war längere Zeit Opernkapellmeister in Wien.

[60]) Franz Lachner 1803—1890, Musiker und Opernkapellmeister, der zu dem Schwind- und Schubertischen Freundeskreise gehörte.

[61]) Josef Mayseder 1789—1863, berühmter Geiger.

[62]) Eduard Konstantin Levy 1796—1846, Hornvirtuose und Mitglied des Wiener Opernorchesters.

[63]) Franz Wild 1792—1860, einer der bedeutendsten Sänger seiner Zeit.

[64]) Sebastian Binder 1800—1845, Tenorist an der Wiener Oper, der trotz größter Erfolge im Elend starb.

[65]) Hermann Breiting 1804—1860, war fünf Jahre als Tenorist am Kärntnertortheater engagiert.

[66]) Ludwig Cramolini 1805—1884, berühmter Sänger.

[67]) Josef Staudigl 1807—1861, ursprünglich Geistlicher, dann einer der gefeiertsten Künstler Europas.

[68]) Sophie Löwe 1815—1866, berühmte Sängerin, die 1840 den k. k. Feldmarschalleutnant Friedrich Fürsten von Liechtenstein heiratete.

[69]) Marie Henkel, geb. 1811 in Wien, heiratete später einen Grafen Leiningen.

[70]) Maria Katharina Ernst 1808—1869, wirkte von 1829 bis 1836 sehr erfolgreich an der Wiener Oper.

[71]) Vincenzo Bellini 1801—1835, italienischer Opernkomponist.

[72]) Gaetano Donizetti 1797—1848, Opernkomponist und k. k. Hofkapellmeister in Wien.

[73]) Frederigo Ricci, Opernkomponist 1809—1877.

[74]) Karl Meisl 1775—1853, Militärbeamter und einst sehr viel gespielter Wiener Volksdichter, dessen Stücke hunderte von Malen aufgeführt wurden.

[75]) Josef Alois Gleich 1772—1841, Wiener Volksdichter, Schwiegervater Raimunds. Er verfaßte eine Unmenge von Ritter- und Schauerromanen sowie Volksstücken niederer Art.

[76]) F. D. Reiberstorffer 1815—1848, fiel bei der Belagerung Wiens im Oktober 1848. Schlug als Theaterdichter die Richtung Raimunds ein.

[77]) Ludwig Hausmann 1803—1876, Komiker am Josefstädter und Leopoldstädter Theater.

[78]) Wenzel Scholz 1787—1857, der berühmte Wiener Volkskomiker.

[79]) Wilhelm Kunst 1799—1859, Heldendarsteller, der trotz reichster Begabung und größter Erfolge als Schmierenschauspieler endete.

[80]) Konradin Kreutzer 1782—1849, der bekannte Komponist.

[81]) Karl Mathias Rott 1807—1872, Komiker, als Schauspieler der Nachfolger Raimunds.

[82]) Leopold Wilhelm, Erzherzog von Österreich 1614—1662, kommandierte mit wenig Glück die kaiserlichen Heere im Dreißigjährigen Kriege. Wurde 1646 Generalstatthalter in den österreichischen Niederlanden, wo er sich als begeisterter Kunstfreund erwies.

[83]) Moritz Gottlieb Saphir 1795—1858, Journalist und Dichter, der abwechselnd in Berlin, Wien und München tätig war. Er galt als eine der geistvollsten Federn der Zeit, ist aber heute unlesbar geworden. Sein Stil wimmelt von gesuchten Wortwitzen.

[84]) Georg Rudolf Weckherlin 1584—1653, der bedeutendste deutsche Dichter vor Opitz.

[85]) Paul Fleming 1609—1640, deutscher Dichter, dessen Werke zwar alle Mängel ihrer Entstehungszeit, aber tiefe Empfindung und frische Natürlichkeit aufweisen.

[86]) Heinrich Stieglitz 1801—1849, deutscher Lyriker. Stieglitz war verheiratet mit Charlotte Sophie Willhöft, die sich selbst den Tod gab, um ihren Mann durch die Erschütterung über ihr Ende zum großen Dichter zu machen.

[87]) Ignaz Franz Castelli 1781—1862, der bekannte Wiener Lokalschriftsteller und Dialektdichter.

[88]) Johann Gabriel Seidl 1804—1875, österreichischer Dichter, der nebst zahlreichen lyrischen Werken in hochdeutscher Sprache, sehr viele im Dialekt geschriebene Werke hinterließ.

[89]) Adolf Ritter von Tschabuschnigg 1809—1877, österreichischer Justiz- und Unterrichtsminister und Dichter.

[90]) Franz Bernhard Freiherr von Gaudy 1800—1840, Lyriker und Novellendichter.

[91]) Ludwig August Frankl 1810—1894, österreichischer Dichter. Die von Frankl herausgegebenen „Sonntagsblätter“ (1842 bis 1848) waren das vornehmste literarische Organ Wiens im Vormärz.

[92]) Karl Johann Braun Ritter von Braunthal 1802—1866, österreichischer Lyriker, der es, gleich anderen österreichischen Dichtern, nicht verschmähte, der Polizei Dienste zu leisten.

[93]) Johannes Peter Müller 1801—1858, der Begründer der neueren Physiologie.

[94]) Johann Nepomuk Vogl 1802—1866, österreichischer Balladendichter.

[95]) Das bekannte „Paradeisgartel“ auf der Bastei.

[96]) Pietro Metastasio 1898—1782, sehr fruchtbarer italienischer Lyriker, der am Hofe Karls VI. Hofdichter war.

[97]) Dom Miguel Maria Evarist von Braganza 1802—1866, Usurpator Portugals, der als König größtes Unheil anstiftete und 1834 auf den Thron verzichten mußte. Lebte längere Zeit in Wien, wo er sich der Gunst des Hofes und Metternichs erfreute.

[98]) Franz von Marinelli 1792—1849, seit 1831 Eigentümer und Direktor des Leopoldstädter Theaters.

[99]) 14. Juni 1835.

[100]) Friedrich Wilhelm Weber 1813—1894, Arzt, Politiker und Dichter. Sein Hauptwerk ist das Epos „Dreizehnlinden.“

[101]) Friedrich Hieronymus Thrun 1811—1886, deutscher Komponist.

[102]) Salomon Sulzer 1804—1890, Kantor der Wiener Judengemeinde und Begründer des neueren Synagogengesanges.

[103]) Friedrich Witthauer 1793—1846, verdienstvoller Wiener Journalist, der, nach dem Tode ihres Begründers Schick, die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode erfolgreich weiterführte.

[104]) Franz Wiest 1814—1847, sehr geistvoller Wiener Journalist, der seit 1838 hauptsächlich in Deutschland tätig war.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Adolf Glaßbrenner	5
Vorrede	15
Reise nach Wien	19
Das lärmende Wien	31
Erster Traum	42
Der Wiener	44
Die Wienerinnen	51
I küß die Hand	58
Strauß und Lanner	67
Der Prater	71
Zweiter Traum	80
Der Fiaker	83
Kaffee- und Bierhäuser	88
Naderer	96
Das Burgtheater	99
Dritter Traum	115
Das Kärntnertortheater	119
Volkstheater und Volkspoesie	126
Der Gang durch St.-Stephan	133
Zensur	135
Brigittenau	139
Lyrische Poesie	146
Mein Notizbuch	164
Österreich	188
Anmerkungen	199

Rikola Verlag

Wien · Berlin · Leipzig · München

Johann Graf Fekete de Galantha

Wien im Jahre 1787

Skizze eines lebenden Bildes von Wien entworfen von einem Weltbürger

Mit acht Bildtafeln nach alten Wiener Stichen in handkoloriertem Pappband. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von

Viktor Klarwill

Ganz unbekannt war bisher die vorliegende äußerst interessante und mit viel Temperament geschriebene Studie des gräflichen Husarengenerals über das Josephinische Wien.

Geb. Mk. 45 (K 1000). In Halbleder Mk. 90 (K 3000).

Romantik der Weltliteratur

Herausgeber: Franz Karl Ginzkey

Erschienen sind:

Bettina v. Arnim: Das Liebestagebuch / Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit / Prosper Mérimée: Die Seelen im Fegefeuer

In Vorbereitung:

Puschkin: Erzählungen / Chamisso: Ausgewählte Prosa Chateaubriand: Erzählungen / Musset: Bekenntnisse / Der Landsknecht Fürst Schwarzenberg / E. Th. A. Hoffmann: Briefe / Feuchtersleben: Ausgewählte Lyrik und Prosa

Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Preise freibleibend.

DB
851
G53
1922

Glassbrenner, Adolf,
1810-1876
Bilder und Träume aus
Wien.
Rikola Verlag
(1922)

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY